



Fachbereich: Soziale Arbeit, Bildung und Erziehung

Studiengang: Soziale Arbeit (B.A.)

Bachelorarbeit

zur Erreichung des akademischen Grades (B.A.)

Die Folgen von Scheidung und Trennung für das Kind

-

insbesondere die Auswirkungen der Entfremdung
von Kind
und
außenstehendem Elternteil

vorgelegt von

Marleen Lüdecke

URN: urn:nbn:de:gbv:519-thesis2018-0363-3

Prüfer

Erstprüfer: Prof. Dr. Vera Sparschuh

Zweitprüfer: Prof. Dr. Stefanie Sauer

Eidesstattliche Erklärung

Ich erkläre an Eides Statt, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe. Die aus fremden Quellen direkt oder indirekt übernommenen Gedanken habe ich als solche kenntlich gemacht.

Neubrandenburg, 23.06.2018

Marleen Lüdecke

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	1
1 Was ist Familie?	3
1.1 Familie in der Statistik.....	4
1.2 Familie im Recht.....	4
1.3 Familie in der Psychologie	4
1.4 Familie in der Soziologie.....	5
1.5 Familie in der Sozialen Arbeit	5
2 Familienformen im sozialen Wandel	5
2.1 Geschichtlicher Einblick.....	6
2.2 Pluralisierung der Lebensformen	6
2.3 Die Destabilisierung und Deinstitutionalisierung der bürgerlichen Kleinfamilie	7
2.3.1 Scheidungsquote.....	8
2.4 Der besondere Stellenwert der Familie heutzutage.....	8
2.5 Eingedämmte Pluralisierung partnerschaftlicher, familiärer Lebensformen	9
3 Scheidung.....	10
3.1 Belastungen der Familiengründung für die Paarbeziehung.....	10
3.2 Begriff Ehescheidung.....	11
3.2.1 Rechtliche Perspektive	11
3.2.2 Scheidung als Prozess	12
4 Scheidung als Entwicklungsrisiko für das Kind	12
4.1.1 Scheidung als kritisches Lebensereignis und Stressauslöser	13
4.1.2 Entwicklungspsychologische Betrachtung - Die Bedeutung des Alters für die Wahrnehmung der Kinder von Scheidung	13
4.1.3 Einblick in die Bindungstheorie – was braucht ein Kind?	15
4.1.4 Coping - Bewältigungsstrategie	16
4.1.5 Ressourcen-Belastungs-Balance	17
5 Auffällige Verhaltensbereiche als kurzfristige Trennungsfolge.....	17
6 Entfremdung von Vater und Kind	20
6.1 Entfremdung durch die veränderte Vaterrolle.....	21
6.2 Entfremdung durch psychosoziale Aspekte	23
6.3 Entfremdung in der Vater-Kind-Beziehung	23
6.4 Resümee	24

7 Untersuchung von Familienformen nach der Scheidung auf Grundlage einer Langzeitstudie von Napp-Peters.....	25
7.1 Mehrelternfamilien, die sich als Normalfamilie darstellen	25
7.2 Offene Mehrelternfamilien.....	27
7.3 Kooperative Einelternfamilien	27
7.4 Ausgrenzende Einelternfamilien	28
7.5 Erkenntnisse der Studie.....	30
8 Langfristige Scheidungsfolgen.....	32
8.1 Eine Langzeitstudie von Wallerstein, Lewis und Blakeslee	32
8.2 PAS – Parental Alienation Syndrom nach Gardner	34
8.2.1 Kritik an Gardners PAS-Konzept.....	36
8.2.2 Familiendynamische Bezüge	36
8.2.3 Zwei-Phasen-Modell nach Jopt und Behrend.....	37
8.2.4 Schlussbemerkung	38
8.3 Eine Langzeitstudie von Hetherington und Kelly	39
9 Abschließende politische Diskussion über Modelle der Betreuung	40
10 Fazit.....	42
11 Quellenverzeichnis	46

Einleitung

Im Ursprung ist die Familie ein Schutzraum für jedes Kind. Sie bietet Halt und Stabilität. Doch nicht jede Familie ist glücklich in ihrer Konstellation. Deshalb kann es zu einer Trennung kommen. Die Anzahl der Scheidungen ist in den letzten Jahrzehnten enorm angestiegen. Etwa jede zweite Ehe wird heutzutage wieder geschieden, was dazu führt, dass auch viele Scheidungskinder davon betroffen sind. 2016 waren es 131.955 Minderjährige. Auch, wenn es inzwischen ein Teil der Normalität geworden ist, muss jeder für sich damit umzugehen lernen.

Bei einer Trennung bzw. Scheidung der Eltern ist das Kind der Situation hilflos ausgesetzt. Meist trifft nur ein Elternteil die Entscheidung, der Rest der Familie muss sie akzeptieren und versuchen damit umzugehen. Emotionen wie Wut, Angst, Trauer oder Leid treten zumeist auf, was die Situation noch beschwerlicher macht. Das Kind muss dann nicht nur die Konflikte der Eltern aushalten, sondern droht der Verlust eines Elternteils. Zusätzlicher Druck entsteht beim Sorgerechtsverfahren, da es zwischen den Stühlen sitzt. Bereits in den ersten Lebensmonaten entwickelt sich eine Bindung zu beiden Elternteilen. Es fühlt sich in der Regel mit beiden stark verbunden, doch nun steht zumindest eine der Bindungen unter einer Zerreißprobe.

„...Zeugend wird man erster Fremder des Kindes. Dem Vater entsteht aus Eigenem Fremdes, das seinesgleichen ist. Was aus dem Kinde wird, entscheidet über das, was aus dem Mann wird, ob er Vater wird oder unerfüllt im Kinde herumgeistert.“ (Labner, zit. nach Scherner 2008, S. 18).

Dieses Zitat von Hans Scherner verweist auf die Entfremdungsproblematik nach einer Trennung oder Scheidung. Er selbst bezieht sich auf die Vaterrolle, wobei diese Problematik gleichermaßen die Mutterrolle betrifft. Die Erfahrungen, die ein Kind in jungen Jahren macht, beeinflusst das ganze Leben. Doch was genau ist entscheidend dafür, ob der Erwachsene unerfüllt im Kinde herumgeistert‘ oder ein ‚normales‘ Leben führen kann?

Ich selbst habe diese Erfahrung gemacht als ich drei und mein Bruder vier Jahre alt war. Im Nachhinein kann ich sagen, dass ich die Scheidung als juristischen Aspekt selbst nicht als gravierend wahrgenommen habe, jedoch kann ich mich noch an die Folgejahre erinnern bzw. an einige Kernmomente und die Gefühle meinerseits und meiner Mutter. Wir waren starken Emotionen ausgesetzt, die durch mehrere gerichtliche Verfahren intensiviert wurden. Mit sieben Jahren kam der Kontaktabbrech mit meinem Vater zustande, der bis heute anhält. Für mich selbst war es eine Fremdheitserfahrung. Meine Mutter war alleinerziehend und die meiste Zeit ohne Partner. Wenn ich Familie definieren soll, zähle ich nur meine Mutter und meinen Bruder auf. Ich habe schon früh die Unterschiede zu anderen Kindern aus ‚intakten Familien‘ gemerkt. Ihnen standen mehr Ressourcen zur Verfügung. Sie hatten nicht nur ein größeres Netzwerk, was sich bei der Hausaufgabenhilfe, bei der Suche nach Praktika etc. gezeigt hat, sondern auch finanzielle Vorteile und wirkten selbstbewusster. Ich musste schnell selbstständig werden und habe gelernt, dass wenn man ein bestimmtes Ziel hat, man es sich selbst hart erarbeiten muss. Vielleicht war das auch ein Grund, weshalb ich es als erste aus meiner Familie das Abitur absolviert habe und jetzt studiere. Im Nachhinein, insbesondere im Studium der Sozialen Arbeit, habe ich viel

Biografiearbeit geleistet und habe begonnen nachzudenken. Ich habe festgestellt, dass viele ähnliche Geschichten erzählen und von einer schwierigen Beziehung zum außerhalb lebenden Elternteil nach der Scheidung berichten.

Nun stellte ich mir die Frage, dass wenn es scheinbar ein Massenphänomen ist, sich eventuell ein bestimmtes Schema dahinter verbirgt. Vielleicht ist das Thema gar nicht so persönlich und hat weniger mit dem Versagen der Elternteile zu tun, sondern ist es ein ganz normaler wahrscheinlicher Prozess nach einer Trennung. Ist die Rolle des/r „im Stich lassenden Vaters/ Mutter“ gerechtfertigt und welchen Beitrag leistet dabei das betreuende Elternteil? Welche Phänomene tragen zu einer guten bzw. schlechten Entwicklung des Kindes bei und welche Konstellationen sind hilfreich oder eher schwierig?

Im Folgenden versuche ich meine eigenen Erfahrungen mit denen anderer zu verknüpfen und zu theoretisieren. Ich erhoffe mir dadurch einen besseren Durchblick, mir einen objektiveren Blick verschaffen zu können und eventuell die Erlebnisse zu reframen, also in einen anderen Zusammenhang zu bringen, als ich sie bisher wahrgenommen habe. Für die Soziale Arbeit mit Familien sind die theoretischen Grundlagen wichtig, um die Interventionsmöglichkeiten und Beratungen an den Klienten anzupassen. Das Individuum steht dabei im Fokus, jedoch können gewisse Kenntnisse helfen, die allgemeinen Risiken besser zu verstehen und dementsprechend Hypothesenbildungen erleichtern und verdeckte Ressourcen entdecken. Die Anwendungsbereiche sind dabei sehr vielfältig. Familienzentren, Elterntrainings, Mehrgenerationshäuser und Sozialpädagogische Familienhilfen sind nur einige davon.

Diese Arbeit beschäftigt sich eben mit diesem Thema und konzentriert sich darauf, welche Folgen eine Scheidung oder eine Trennung für das Kind hat, insbesondere mit den Auswirkungen der Entfremdung von Kind und außenstehendem Elternteil.

Dafür wird zunächst auf die verschiedenen Definitionen von Familie eingegangen. Das Alltagsverständnis wird im Kapitel „Was ist Familie“ verglichen mit der Verwendung in Statistiken, im Recht, der Psychologie, der Soziologie und der Sozialen Arbeit. Wie man sehen wird, unterscheiden die sich sehr, weshalb eine genaue Begriffsdefinition unabdingbar ist. Dann folgt ein Einblick in die „Familienformen im sozialen Wandel“. Hier wird auf den geschichtlichen Wandel, die Pluralisierungsthese in Kombination mit der Destabilisierung der bürgerlichen Kleinfamilie mit Hinblick auf die erhöhte Scheidungsquote und die Bedeutung der Familie heute eingegangen. Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit der „Scheidung“. Bevor der Begriff aus zwei Perspektiven erläutert wird, wird ausgeführt, mit welchen Belastungen die Familien heutzutage zu tun haben, dass es häufiger zu Scheidungen kommt. Daraufhin wird auf die „Scheidung als Entwicklungsrisiko“ genauer eingegangen. Dieser Aspekt beinhaltet die Wahrnehmung als kritisches Lebensereignis und Stressauslöser. Weiterhin wird ein Einblick in die Entwicklungspsychologie und die Bindungstheorie gegeben. Die Begriffe Coping und Ressourcen-Belastungs-Balance sollen auf die Grundlagen unterschiedlicher Umgangsweisen mit Belastungen, hier die Scheidung, aufmerksam machen. Bei den „auffälligen Verhaltensbereichen als kurzfristige Trennungsfolge“ soll der Umgang konkretisiert werden. Das

Kapitel „Entfremdung von Vater und Kind“ bezieht sich auf verschiedene Entfremdungsarten des am meisten vorkommenden Falles, dass der Vater der Entfremdete ist. Hier wird auf die veränderte Vaterrolle, die psychosozialen Aspekte und die Vater-Kind-Beziehung eingegangen. Daraufhin folgt eine „Untersuchung von Familienformen nach der Scheidung auf Grundlage einer Langzeitstudie von Napp-Peters“. Hier werden vier verschiedene Nachscheidungsfamilienformen auf positive und negative Bedingungen für die Kindesentwicklung im Zusammenhang mit den Entfremdungstendenzen untersucht. Das neunte Kapitel begutachtet die langfristigen Scheidungsfolgen. Hierzu werden zwei verschiedene Langzeitstudien zum Vergleich von Wallerstein, Lewis und Blakeslee sowie von Hetherington und Kelly herangezogen. Zudem wird das Parental Alienation Syndrom nach Gardner als Extremfolge einer Eltern-Kind-Entfremdung dargestellt und im Weiteren unter verschiedenen Gesichtspunkten diskutiert. Abschließend wird die aktuelle „politische Diskussion über Modelle der Betreuung“ beleuchtet, die das Entfremdungserleben aus der politischen Ebene heraus eindämmen soll.

Die Begriffe Scheidung und Trennung werden in dieser Ausarbeitung synonym verwendet.

1 Was ist Familie?

Jede Gesellschaft besteht aus einem Komplex aus verschiedenen Lebensformen. Unter Lebensformen sind nach Hradil „die relativ beständige[n] Konstellationen zu verstehen, in denen Menschen im Alltag mit den ihnen am nächsten stehenden Mitmenschen zusammen leben“ (Peuckert, zit. nach Hradil 2008, S.23). Welche Lebensform das Individuum tatsächlich auslebt, wie es gestaltet wird, mit welchen Menschen es umgeben ist und wie nah sie sich stehen, ist sehr unterschiedlich.

In unserer Gesellschaft ist das schon lange aufrechterhaltene Leitbild die bürgerliche Kleinfamilie oder auch Normalfamilie genannt. Die Merkmale sind eine Ehe zwischen einem Mann und einer Frau, die durch Legalität, Lebenslänge und Monogamie geprägt ist, gemeinsame Kinder, ein gemeinsamer Haushalt, der Mann als Ernährer und Autorität und schließlich die Frau, die für den Haushalt und für die Kindererziehung zuständig ist (vgl. Peuckert 2008, S.23). Dieses Ideal bestimmt das Alltagsverständnis der Deutschen von Familie. Eine Umfrage des Bundesministeriums für Familien, Senioren, Frauen und Jugend von 2009 hat ergeben, dass 95% der Bevölkerung eben diese Konstellation unter dem Begriff Familie verstehen und im erweiterten Kontext die Verwandten, wie Onkel, Tanten, Großeltern, Cousins oder Cousinen einbeziehen (vgl. BMFSFJ 2010, S.34).

Doch seit Mitte der 60er Jahren befindet sich das Konzept der Familie in Deutschland im Wandel. Sozialwissenschaftler meinen, dass die konventionelle Familienstruktur immer mehr verloren geht. Auch wenn die Mehrheit nach dem konventionellen Muster lebt, tendiert der gesamtgesellschaftliche Prozess weg von der Norm. Die Heirats- sowie die Geburtenrate sinkt und die Anzahl der Scheidungen steigt parallel an. Dies führt zu einer Vervielfältigung, einer sogenannten Pluralisierung der Lebens- und Beziehungsformen in Deutschland. Die moderne Kleinfamilie ist nun nur noch eine von vielen Formen, auch wenn sie derzeit am stärksten

vertreten ist. Diese gesamtgesellschaftliche Veränderung betrifft aber nicht nur die Pluralisierung der Formen, sondern auch die Struktur der Lebens- und Beziehungsformen selbst, wie etwa die Größe, die Macht- oder Arbeitsteilung (vgl. Peuckert 2008, S.9 ff.).

Wenn es aber nun ‚die eine Familienform‘ nicht mehr gibt, was ist dann unter dem Begriff Familie zu verstehen? Im Folgenden werden die unterschiedlichen Begriffsdefinitionen wie sie in Statistiken, im Recht, in der Psychologie, der Soziologie und der Sozialen Arbeit verwendet werden, erläutert.

1.1 Familie in der Statistik

Der Mikrozensus ist eine von der Bundesregierung durchgeführte Haushaltsbefragung, womit repräsentative Statistiken zu Familien in Deutschland erstellt werden. Dieser bezeichnet eine Familie als Eltern-Kind-Gemeinschaft. Sie besteht aus zwei Generationen, die in einem Haushalt leben. Dazu gehören nicht nur verheiratete, sondern auch nicht verheiratete, heterosexuelle und homosexuelle Paare, Alleinerziehende mit ledigen Kindern und nicht-leibliche Kinder in Form von Pflege, Stief- und Adoptivkindern (vgl. Statistisches Bundesamt (a) 2018 (Internetquelle)).

1.2 Familie im Recht

Eine allgemeine rechtliche Definition gibt es indes nicht, da jede rechtliche Teildisziplin wie Erbrecht, Sozialleistungsrecht oder Ausländerrecht unterschiedliche Familienbegriffe definiert. Jedoch lässt sich übergeordnet im Grundgesetz feststellen, dass Familie und Ehe eng verknüpft sind. Im Artikel 6 Absatz 1 GG ist der besondere Schutz festgehalten: „Ehe und Familie stehen unter dem besonderen Schutze der staatlichen Ordnung“. Familie ist dem Gesetzbuch entnehmend nicht nur, wo Kinder integriert sind, sondern auch Ehepaare ohne Kinder, unverheiratete Paare mit Kind und Alleinerziehende.

Beim Thema Elternschaft bleibt rechtlich die genetische und biologische Herkunft relevant. Das zeigt sich einerseits durch das Grundrecht auf Kenntnis seiner genetischen Abstammung, welches das Bundesverfassungsgericht bereits 1989 in ihrem Urteil bestätigt hat, andererseits durch die Stärkung des Rechtes auf Umgang des biologischen Vaters, welches das Bundesgerichtshof 2013 unterstützt hat. Zudem haben Kinder, die aus einer Samenspende entstanden sind, Anspruch den biologischen Vater zu kennen und die Vaterschaft des sozialen Vaters anfechten zu lassen. Diese drei Beispiele zeigen die Orientierung an einem Familienmodell, dass sich auf eine biologische Abstammung beruft, wenn die biologische und soziale Elternschaft auseinanderfällt (vgl. Funcke 2017, S.134 f.).

1.3 Familie in der Psychologie

Familie wird in der Disziplin Psychologie als System bestehend aus intimen Beziehungen gesehen. Der Kern des Systems ist nach dem Psychologen Schneewind die Nähe und die engen Bindungen des Paares untereinander und der Eltern und Kinder zueinander (vgl. Schneewind 2010, S. 24).

1.4 Familie in der Soziologie

In der Soziologie gibt es verschiedene Betrachtungen. Der Soziologe Schäfers sieht die Familie insbesondere als gesellschaftliche Institution. Sie ist mit vielen Lebens- und Sozialbereichen wie Erziehung, Arbeit, Wohnen, Siedeln, Bräuchen, Werten und Normen verknüpft und in allen Kulturen und Gesellschaftsformen zu finden. Sie ist die Basisinstitution des menschlichen Lebens. Eine Familie besteht nach dem Soziologen Schäfers aus einer Gemeinschaft mit zwei Geschlechtern und zwei Generationen, die das Ziel der Zeugung, Aufzucht und Erziehung der Kinder verfolgen. Im Mittelpunkt steht dabei die Mutter-Kind-Beziehung, die die Funktion der Vermittlung von Normen und Werten sowie die Positionierung des Kindes im sozialen Umfeld hat. Einige Bestandteile des Familienlebens sind generalisierbar, also typisch für alle Familien, andere sind spezifisch für die einzelne Familie, um das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu erreichen (vgl. Schäfers 2016, S. 93 ff.).

1.5 Familie in der Sozialen Arbeit

Aus der Sicht der Sozialen Arbeit ist Familie eine Gemeinschaft, bestehend aus mehreren Generationen, die sich unterstützen und füreinander sorgen. Feste Bindungen sind zentral, wobei die rein biologischen Verwandtschaftsmerkmale nicht ausschlaggebend sind, sondern rechtliche und soziale Beziehungen ebenso betrachtet werden. Wichtig sind die Praktiken der Familie. Im Fokus steht damit das Alltagshandeln, das sogenannte „Doing Family“ (Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge zit. nach Jurczyk u.a. 2017, S. 283). Die Familie ist somit zwar gesellschaftlich geformt, aber gestaltet sich durch ihre Tätigkeiten und Erfahrungen selbst (vgl. Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge 2017, S.282 f.).

Zusammenfassend ist erkennbar, dass Politik, Recht, familienbezogene Institutionen und die Gesellschaft sich stark am Leitbild der Blutsverwandtschaft und der zweigeschlechtlichen Kernfamilie orientieren. Sozialwissenschaftlich gesehen ist hingegen die soziale Elternschaft wichtig. Es ist ersichtlich, dass es nicht „die Familie“ gibt. Eine eindeutige Definition lässt sich nicht finden, da die unterschiedlichen Disziplinen wie Recht, Soziale Arbeit, Psychologie und Soziologie unterschiedliche Aspekte fokussieren und dementsprechend verschiedene Definitionen und Ansichten vertreten. Es handelt sich bei dem Begriff um eine Interpretation, eine öffentliche und private Vorstellung, was Familie heißen soll und darf. Je nach Betrachtungsweise ist das eine oder das andere gemeint, ein richtig oder falsch gibt es damit nicht.

Diese Arbeit bezieht sich bei der Verwendung des Begriffs Familie auf die Definition der Kleinfamilie mit Vater, Mutter und Kind(ern). Andere Verwendungen werden explizit erwähnt.

2 Familienformen im sozialen Wandel

Zuvor wurde dargelegt, dass der Familienbegriff interpretiert werden muss. Diese Interpretation ist dem jeweiligen Zeitgeist unterworfen und untersteht so einem zeitlichen Wandel. Die Familie ist damit ein gesellschafts- und zeitlich abhängiges Konstrukt, was im Folgenden genauer betrachtet werden soll.

2.1 Geschichtlicher Einblick

Vor der Industrialisierung gab es bereits eine große Vielfalt an Lebensformen, weil die Produktion von Gütern sehr stark mit dem Familienleben verknüpft war. Die verbreiteste Form stellte das sogenannte „ganze Haus“ dar. Das bedeutet, dass Familienmitglieder und die Arbeitskräfte wie Mägde, Gesellen, Lehrlinge und Knechte dem leitenden Mann im Haus unterstanden. Sie erfüllte in erster Linie gesellschaftliche Funktionen wie Produktion, Gesundheits- und Altersvorsorge. Die Beziehungen zueinander jedoch waren meist affektiv-neutral, also gefühlsarm. Erst im Zuge der kapitalistischen Arbeitsweise in der Industrialisierung kam es zur Trennung von Arbeit und Wohnen. Die Institution Familie wurde nun als selbstständiges Teilsystem mit eigenen Funktions- und Handlungsweisen verstanden, die von der Erwerbsarbeit abgegrenzt war. Es kam allmählich zur Auflösung der materiellen Basis der Ehe zu einer moralischen Ehe, die durch Liebe und freier Partnerwahl gekennzeichnet war (vgl. Peuckert 2008, S. 17 f.).

Gegen Ende des 19. Jahrhundert wurden die Liebesheirat und die bürgerliche Kleinfamilie zur gesellschaftlichen Norm für alle Schichten. Grund dafür waren Veränderungen in den 50er und 60er Jahren. Lohnsteigerungen und der Ausbau des sozialen Sicherungssystems führten zu verbesserten Lebensbedingungen. Zudem nährten themenspezifische Propaganda von Kirchen und Parteien das neue Leitbild. Neue Geschlechterrollen haben sich vorzugsweise in der BRD entwickelt, in dem die Frau für die innerhäuslichen, also die Erziehung, die emotional-affektiven Bedürfnisse sowie für den Haushalt, und der Mann als Autoritätsperson für die außerhäuslichen Angelegenheiten zuständig war. Bei der Erziehung hat sich insbesondere der Blick auf das Thema Kindheit verändert. Das Kind als helfende Arbeitskraft wurde zu einem sensiblen Wesen in einer spezifischen Entwicklungsphase, dem Zuwendung, Förderung und Begleitung durch seine Eltern zusteht. Alternative Lebensformen waren hingegen unattraktiv, selten und wurden teils sogar diskriminiert (vgl. Peuckert 2008, S. 18 ff.).

Wie normativ stark die bürgerliche Kleinfamilie war, zeigt eine Umfrage von 1960 in der BRD. Neun von zehn Befragten hielten es für wichtig, bei der Geburt des gemeinsamen Kindes verheiratet zu sein und fast jedes Kind unter sechs Jahren (weitaus mehr als 90%) ist bei beiden Elternteilen aufgewachsen. Die bürgerliche Kleinfamilie hatte aber nicht nur in der BRD, sondern auch in der DDR einen besonderen Stellenwert in der Gesellschaft. Sie stellte den Rückzugsort und den Ursprung des Lebens dar. Die Erziehung wurde beeinflusst, da sozialistische Persönlichkeiten gebildet werden sollten. Die Frau sollte durch Arbeit gleichberechtigt werden und als Arbeitskraft aktiv die Gesellschaft unterstützen (vgl. Peuckert 2008, S. 20 f.).

2.2 Pluralisierung der Lebensformen

Seit Ende der 1960er Jahren ist eine Pluralisierung, also Vervielfältigung, und Individualisierung der Lebensformen erkennbar. Eine Umfrage in der (ehemaligen) BRD hat ergeben, dass 1976 noch fast die Hälfte der 35-jährigen Frauen nach der traditionellen Struktur der bürgerlichen Kleinfamilie gelebt haben, wohingegen sich die Zahl im Jahre 2004 mehr als halbiert hat. Die Mehrzahl von 81% bestand nun aus neuen Lebensformen wie beispielsweise partnerschaftliches Zusammenleben ohne Ehe, Kinderlosigkeit, Alleinerziehende, Alleinwohnende,

gleichgeschlechtliche Paare, Stieffamilien oder Doppelverdiener. Diese hohe Quote bestätigt die These der Pluralisierung in Deutschland und die Verdrängung der bürgerlichen Kleinfamilie von anderen Lebensformen. Doch dieser Wandel der Haushalts- und Familienstrukturen ist nicht nur in Deutschland, sondern in allen westlichen Industrienationen erkennbar. Es gibt Tendenzen in Richtung neuer Haushaltstypen, deren Diversifizierung (Verschiebung der Zahlen), Verweiblichung der Haushaltvorstände und mehr Wechsel zwischen den Haushaltstypen im Laufe eines Lebens. Insgesamt ist der Wandel jedoch mehr geprägt von einer stärkeren Gewichtung anderer Lebensformen als von einer Entstehung Neuer. Eine Akzeptanz für unterschiedliche Lebensformen hat sich heutzutage etabliert und infolgedessen ist die negative Stigmatisierung enorm zurückgegangen (vgl. Peuckert 2008, S.23 ff.).

Auch der Staat hat auf die Wünsche der Gesamtgesellschaft und deren Änderungsprozesse reagiert. So hat die Gesetzgebung beispielsweise auf die Abkehr vom bürgerlichen Familienmuster Bezug genommen und die rechtliche Diskriminierung unehelicher Kinder aufgehoben (vgl. Peuckert 2008, S.45 f.).

2.3 Die Destabilisierung und Deinstitutionalisierung der bürgerlichen Kleinfamilie

Ein Vergleich von verschiedenen Generationen 30-Jähriger hat ergeben, dass bei den 1942 Geborenen noch jeder zweite mit Kind in einer festen Beziehung war, wohingegen dies nur auf jeden zehnten von den 30 Jahre später Geborenen zutraf. Die Nichtehelichenquote, also die Anzahl der Kinder, die ohne verheiratete Eltern geboren werden, ist rasant angestiegen. Die Mehrheit von etwa vier Fünftel lebt nun nach dem unkonventionellen Biografietypr - also Trennung aus einer langen Beziehung oder dem seriellen Partnerwechsel - und Scheidungen sind vermehrt die Lösung bei gravierenden Eheproblemen. Das lässt die Veränderung weg von der frühen Ehe hin zu nichtehelichen Lebensgemeinschaften und getrenntes Leben mit intimer Beziehung sowie den Trend zu seriellen, kürzeren Beziehungen erkennen. Ehe und Elternschaft gehören nun nicht mehr unabdingbar zusammen. Die Verbindlichkeit nimmt also insgesamt ab. Tyrell beschreibt das Phänomen als Deinstitutionalisierung des bürgerlichen Familienmusters. Er bezieht hier nicht nur das veränderte ehelich-familiale Verhalten ein, sondern auch die Geschlechterrollen. Diese haben ebenso an Verbindlichkeit eingebüßt, da eine Anpassung dieser stattgefunden hat. Generell betrifft dies jedoch mehr junge, moderne, gebildetere Menschen und berufstätige Frauen als alte, weniger gebildete und nicht berufstätige Frauen (vgl. Peuckert 2008, S. 28 f.).

Heutzutage geht Liebe ohne Ehe und Ehe auch ohne Kinder. Die neue Perfektion von Ehe ist die individualisierte Ehe, die man selbst wählen kann und in der man sich selbst verwirklichen kann. Giddens nennt die „reine Beziehung“ (Peuckert zit. nach Giddens 2008, S.45) als neues Ideal. Sie dient der emotionalen Befriedigung beider Individuen und ist jederzeit auflösbar. Dies zieht natürlich einen Stabilitätsverlust mit sich, jedoch sei dies Teil der Reinheit (vgl. Peuckert 2008, S. 44 f.).

2.3.1 Scheidungsquote

Die Destabilisierung der traditionellen Familienform wurde in verschiedenen Statistiken erfasst. Die Geburtenrate und die Anzahl der Eheschließungen sanken von 1960 bis 2005 drastisch, wohingegen sich die Anzahl der Scheidungen verdreifacht hat (vgl. Peuckert 2008, S. 22). Jede zweite geschlossene Ehe wird im Schnitt wieder geschieden (vgl. Werneck/ Werneck-Rohrer 2018 (Internetquelle)).

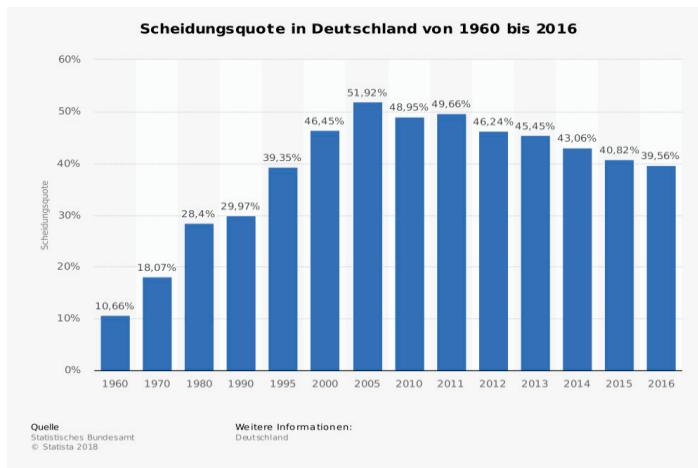


Abbildung 1: Scheidungsquote (Statistisches Bundesamt (b) 2018 (Internetquelle))

Die Statistik zeigt die Scheidungsquote in Deutschland von 1960 über 2005 bis 2016. 2016 lag die Quote bei fast 40%. Das bedeutet, dass auf eine Ehe 0,4 Scheidungen folgen (vgl. Statistisches Bundesamt (b) 2018 (Internetquelle)). Dorett Funcke erklärt das Phänomen so, dass die Menschen heutzutage ein bestimmtes Modell einer Ehe vor Augen haben und eher bereit sind, dieses zu verfolgen, auch wenn das eine Scheidung bedeutet. Da aber 80% wieder heiraten, heißt es im Umkehrschluss, dass nicht die Ehe als Modell an sich, sondern die konkrete Ausgestaltung Unzufriedenheiten mit sich bringt (vgl. Funcke 2017, S. 135).

Der Rückgang der Scheidungsquote seit 2005 hat vermutlich unterschiedliche Gründe. Auf der einen Seite könnte es sein, dass Paare später und überlegter heiraten, sich besser kennen, da sie meist vorher schon zusammengelebt haben und Kinder heutzutage auch ohne Ehe akzeptiert sind. Auf der anderen Seite könnte der Grund des Rückgangs sein, dass heutzutage weniger Ehen geschlossen werden. Mit Blick auf letzteren Aspekt kann man also keinen automatisierten Rückschluss auf eine Stabilisierung ziehen (vgl. Voß 2018 (Internetquelle)).

Die im Vergleich zu 1960 doch sehr angestiegene Scheidungsquote wird in dieser Arbeit kontrovers beurteilt. Auf der einen Seite stellt eine Scheidung ein belastendes Ereignis für alle Familienmitglieder dar. Auf der anderen Seite dient sie der Behebung einer sozialen Zwangslage. Vor allem für die Frauenrechte ist diese Möglichkeit ein Gewinn ohne Stigmatisiert zu werden.

2.4 Der besondere Stellenwert der Familie heutzutage

Im Grundgesetz unter Art. 6 GG, der den besonderen Schutz der Familie kennzeichnet, ist jedoch immer noch der hohe Stellenwert verankert. Nicht nur gezielte Fördermaßnahmen bei Elternschaft wie beispielsweise Kindergeld oder Erziehungsgeld sind rechtlich geregelt, sondern

auch Vorteile bei einer Eheschließung. Im Familien- und Sozialrecht sind Privilegien bezüglich Unterhalt, Einkommenssteuer, Mitversicherung und gesetzlichen Pflichtteils beim Versterben des Ehepartners gesichert (vgl. Peuckert 2008, S.9 ff.). Doch hat der erhöhte rechtliche Stellenwert des Systems „Familie“ noch seine Berechtigung in der heutigen Zeit?

Im aktuellen Familienreport 2017 ist verzeichnet, dass die Familie über alle Generationen hinweg den bedeutsamsten Stellenwert einnimmt. Die Mehrheit von 79% nennt sie als den wichtigsten Lebensbereich (s. Abbildung 2). Dieser Prozentsatz ist bei Eltern mit minderjährigen Kinder mit 93% noch höher. Für deutlich über 90% ist es das schönste, die Kinder aufwachen zu sehen und für mehr als 80% der 20-39-Jährigen ist es wichtig, selbst Kinder zu haben. Fast 90% der Eltern mit minderjährigen Kindern verbinden Familie mit Zusammenhalt in schweren Zeiten (vgl. BMFSFJ 2017, S.11).

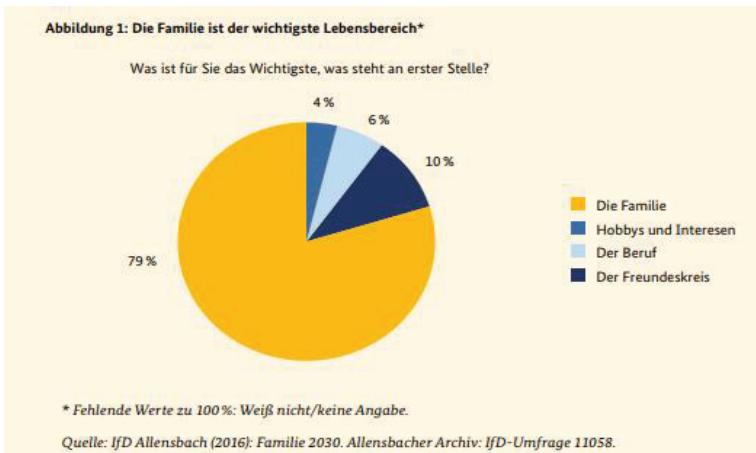


Abbildung 2: wichtige Lebensbereiche (BMFSFJ 2017, S.11)

Dadurch, dass die meisten unter Familie die Konstellation Vater, Mutter, Kind verstehen, kann hier von der Kleinfamilie ausgegangen werden. Sie ist also trotz Destabilisierung und Deinstitutionalisierung immer noch sehr wichtig, was dazu führt, dass dieses Ideal weiterhin angestrebt wird. Hier wird die Wechselwirkung zwischen Staat und Gesellschaft deutlich. Der Grund, warum der Staat noch heute mithilfe von Gesetzen Einfluss auf das Ehe- und Familienleben hat, ist, dass die Familie mit der Gesellschaft verknüpft ist. Sie ist nicht nur Ausdruck der gesamtgesellschaftlichen Veränderungen, sondern hat gleichzeitig Auswirkungen auf sie. Dies wird deutlich, wenn man sich beispielsweise den Individualisierungsprozess ansieht, der zu einer sinkenden Geburtenrate führt. Gleichzeitig führt die schrumpfende Rate zu einer alternden Gesellschaft, die sich selbst nicht mehr vollständig reproduziert.

Da der Auftrag des Staates mit der Gesellschaft verbunden ist und diese wiederum mit der Familie, greift der Staat ein und reagiert auf gesellschaftliche Veränderungsprozesse. Zwischen Staat und Gesellschaft besteht also eine Art Wechselspiel (vgl. Peuckert 2008, S.9 ff.).

2.5 Eingedämmte Pluralisierung partnerschaftlicher, familiärer Lebensformen

Die Pluralisierungsthese partnerschaftlicher, familiärer Lebensformen mit Kindern muss also genauer betrachtet werden.

Die Studie PPAS – Population Policy Acceptance Study von 2003 untersuchte die bevorzugten Lebensformen der 20-39-jährigen Deutschen. Sie hat hinsichtlich der Pluralisierungsthese neue Erkenntnisse erbracht. Das Ergebnis war, dass es starke Unterscheidungen gab zwischen denen, die mit und denen, die ohne Kind leben wollen. Mehr als die Hälfte der Befragten, die sich Kinder wünschen, wollen heiraten, wohingegen die Minderheit von 14 % von denen, die ohne Kind leben möchten, die Ehe eingehen wollen. Daran ist erkennbar, dass die Ehe erst mit Kinderwunsch interessant wird, also eine Tendenz zur kindorientierten Eheschließung vorhanden ist. Die Vielfalt der Lebensformen ist insgesamt also sehr viel geringer, wenn Kinder betroffen sind, da die meisten in diesem Fall die Ehe bevorzugen und auch bei Scheidung vermehrt wieder geheiratet wird (vgl. Peuckert 2008, S. 87 ff.).

Die ‚Destabilisierung der bürgerlichen Kleinfamilie‘ muss also kritisch betrachtet werden, gerade wenn man bedenkt, dass aktuell 70-80% der Kinder in Deutschland in Kernfamilien leben [Stand 2017]. Auch unkonventionelle Familienformen beziehen sich immer wieder auf die Kernfamilie. Gleichgeschlechtliche Paare haben lange einer Gleichstellung zu heterosexuellen Paaren bezüglich der Ehe mit all ihren Vorteilen zu Vererbungs-, Eigentums und Adoptionsrechten angestrebt (vgl. Funcke 2017, S.134 f.). Am 30.Juni 2017 gab es dann eine Reform bezüglich der Ehe. Der Bundestag hat die „Ehe für alle“ verabschiedet und so auch gleichgeschlechtlichen Paaren die Ehe ermöglicht, die vorher nur Lebenspartnerschaften eingehen konnten (vgl. Deutscher Bundestag 2018 (a) (Internetquelle)). Eine neue Lebensform, die sich allerdings auf das Konzept der Kernfamilie beruht, hat sich also gesetzlich etabliert und steht nun unter Schutz.

3 Scheidung

3.1 Belastungen der Familiengründung für die Paarbeziehung

Die Anpassung der Geschlechterrollen hat dazu geführt, dass Paare ohne Kinder in einem ausgeglichenen Verhältnis von Beruf und Familie agieren. Doch mit der Geburt des ersten Kindes tritt eine „Retraditionalisierung der Aufgabenverteilung“ (Peuckert 2008, S.140) ein. Das betrifft nicht nur traditionelle Familienmuster, sondern auch moderne nichteheliche Paare. Die Sicherung des sozialen Status scheint insgesamt wichtiger zu sein als Selbstverwirklichung und Autonomie, auch wenn das bedeutet, die klassische Rollenverteilung einzunehmen (vgl. Funcke 2017, S. 135). Frauen unterbrechen zeitweise ihre Arbeit, um den Haushalt und die Erziehung zu übernehmen, wohingegen Männer meist noch intensiver arbeiten, da sie nun alleine für das Aufkommen finanzieller Mittel zuständig sind. Meistens sind es die Frauen, die die Elternzeit alleine in Anspruch nehmen. Bei den Vätern sind es nur ca. 5%. Diese Unterbrechung des Berufslebens führt dazu, dass vergleichsweise viele Frauen (etwa Ein Drittel) auch noch nach 7 Jahren nicht mehr ins Berufsleben zurückgehen. Gründe dafür sind unter anderem der erschwerte Wiedereinstieg und die verschlechterten Karrierechancen (vgl. Peuckert 2008, S. 140 f.).

Wenig Väter sind mit der Retraditionalisierung unzufrieden, sogleich auch sie einen Spagat zwischen Beruf, Familie und Freizeit leisten müssen und ihr bisheriges Leben umstellen müssen. Doch bei den Müttern ist die Unzufriedenheit stärker zu beobachten. Besonders hochgebildete

Frauen sind unzufrieden mit der Entwicklung, da sie sich für ihre Lebensführung meist mehr Individualität und Selbstverwirklichung in Familie und Beruf wünschen. Die veränderte Rolle der Frau in der Gesellschaft spielt hier eine große Rolle. Die Frau ist heutzutage mehr als nur Hausfrau. Sie ist unabhängig und selbstständig. Wenn dieses Rollenideal mit der Realität konfrontiert wird, ist die Frau häufig unzufrieden. Und je unzufriedener sie mit der Arbeitsteilung ist, desto schwächer ist tendenziell die Paarkommunikation. Gemeinsamkeiten werden weniger wahrgenommen und Zärtlichkeiten sowie Intimitäten werden weniger ausgetauscht. Dies führt zu Problemen auf der Paarebene. Die Beziehung ist anfälliger für eine Zerrüttung. Im internationalen Vergleich wird zudem deutlich, dass Deutsche ihre Kinder als größere Belastung sehen als Eltern aus anderen Ländern. Unsicherheiten in Bezug auf Erziehung, Unzufriedenheiten bei der Rollengestaltung und beim Ausgleich von Familie und Beruf sind Gründe dafür (vgl. Peuckert 2008, S. 143 ff.).

Aufgrund dieser vermehrten Belastungswahrnehmung und weil die traditionelle Form der bürgerlichen Kleinfamilie normativ nicht mehr so stark verbreitet ist und demzufolge gesellschaftlich nicht mehr erwartet wird, kommt es zu mehr Trennungen und Scheidungen (vgl. Peuckert 2008, S.144 ff.).

3.2 Begriff Ehescheidung

Doch was verbirgt sich eigentlich hinter dem Begriff ‚Scheidung‘? Zunächst wird die Definition aus dem Fachlexikon für Soziale Arbeit mit Bezug auf die Scheidungsquote herangezogen und zur Ergänzung die Sicht der Familienpsychologie. Diese Aspekte eignen sich besonders, um das rechtliche Alltagsverständnis dieses Begriffs auf der einen Seite und den dynamischen Prozess auf der anderen Seite aufzuzeigen, die beide für die Wahrnehmung von Ehescheidungen relevant sind.

3.2.1 Rechtliche Perspektive

Eine Scheidung beziehungsweise Ehescheidung wird nach Antrag eines oder beider Eheleute durch eine Entscheidung des zuständigen Familiengerichtes vollzogen, wenn die gesetzlichen Voraussetzungen erfüllt sind. Die gesetzliche Grundlage befindet sich in §1564 BGB. Eine Ehe kann ohne Verschulden beendet werden, jedoch muss das Paar in Einvernehmen die Scheidung verlangen und mindestens ein Jahr getrennt leben.

Das Gesetz setzt ebenso in §137 FamFG fest, dass gleichzeitig die Folgen geregelt werden müssen. Mit der Reform des Kindschaftsrechts ist die elterliche Sorge allerdings kein Sachverhalt des Scheidungsprozesses mehr. Dies ist nur der Fall, wenn ein Elternteil die alleinige elterliche Sorge beantragt hat. Andere Folgen wie beispielsweise Unterhalt oder Umgangsrecht werden nur auf Antrag Gegenstand des Verfahrens (vgl. Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge 2017, S.208 f.).

Der Umgang des Kindes mit den Eltern ist § 1684 Abs.1 BGB geregelt. Hier steht: „Das Kind hat das Recht auf Umgang mit jedem Elternteil; jeder Elternteil ist zum Umgang mit dem Kind

verpflichtet und berechtigt.“ Jeder Elternteil hat also nach der Scheidung nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht zum Umgang.

3.2.2 Scheidung als Prozess

Wenn man von einer Scheidung spricht, wird sie meist gleichgesetzt mit der zuvor erläuterten rein rechtlichen Scheidung. Doch mit Hinblick auf die zumeist vorher konfliktreiche Zeit, die sich teils über Jahre streckt, müsste man eher von einem Scheidungsprozess sprechen. Der Anthropologe Bohannon unterscheidet hier sechs Stationen, die sich überlagern können. Die erste ist die *emotionale Scheidung*. Sie äußert sich durch eine größer werdende emotionale Distanz und liebloses, verletzendes Verhalten. Die zweite Station, die *rechtliche Scheidung*, ist eine rechtmäßige Trennung, die wiederum eine legale neue Ehe ermöglicht. Darauf folgt die *ökonomische Scheidung*. Damit ist die Regelung vom Besitz, Geld und Unterhalt gemeint. Eng damit verknüpft ist die *ko-elterliche Scheidung*, das heißt Umgangs-, Besuchs- und Sorgerecht werden ausgehandelt. Die fünfte Station ist die *gemeindebezogene Scheidung*, die sich auf die Veränderung der Beziehungen zu Freunden, Verwandten und Nachbarn, also des sozialen Netzwerkes beziehen. Zuletzt nennt Bohannon die *psychische Scheidung*. Sie kennzeichnet sich durch die innere Abspaltung und Trennung von der Ehe. Hiermit ist eine Erlangung von Selbstständigkeit und Autonomie verbunden (vgl. Schneewind 2010, S. 168 f.).

Aus Sicht der Familienpsychologie beginnt das Leiden der Kinder nicht direkt mit dem Ereignis, sondern schon vorher in dem Prozess. Die Psychologin Walper äußert sich dazu: „Nicht die Trennung, der Streit macht Kinder krank...Bei Eltern, die heftig und sehr oft streiten, kann die Trennung eine Erlösung für die Kinder sein“ (Hantel-Quitmann 2013, S. 197). Der Verlauf dieser Stationen beeinflusst also nicht nur den Umgang der Eltern mit der Scheidung, sondern auch das Erleben und die Verarbeitung der Kinder.

4 Scheidung als Entwicklungsrisiko für das Kind

Die Scheidung und deren Folgen sind in der heutigen Zeit also ein gesellschaftliches Massenphänomen und kein privates Problem mehr. Doch auch wenn es zu mehr Trennungen kommt und Scheidungen inzwischen zur Normalität dazu gehören, hat diese familiale Umstrukturierung Auswirkungen auf die einzelnen Familienmitglieder und demzufolge auf das gesamte Familienleben. Gerade, wenn man sich den hohen Stellenwert von Familie in unserer Gesellschaft vor Augen hält und besonders den Prozentsatz von 93 % der Eltern mit minderjährigen Kindern betrachtet, die die Familie als wichtigsten Lebensbereich sieht, wird deutlich, dass eine Scheidung folgeschwere Probleme eröffnen kann. Denn wenn der wichtigste Lebensbereich auseinanderfällt, geht damit ein wichtiger Bestandteil des Individuums kaputt.

Im Folgenden soll die Scheidung als Entwicklungsrisiko genauer betrachtet werden

4.1.1 Scheidung als kritisches Lebensereignis und Stressauslöser

Eine Scheidung ist ein ganzheitlicher und komplexer Prozess, in dem viele Anpassungsleistungen und Problemlösestrategien erbracht werden müssen. Viele haben damit Schwierigkeiten, obwohl es mittlerweile zur Norm der Gesellschaft geworden ist. Doch warum ist das so? In dem Zusammenhang stößt man unwillkürlich auf den Begriff ‚kritisches Lebensereignis‘.

In der Entwicklungspsychologie sind kritische Lebensereignisse – dazu zählen auch Scheidungen - Brüche im Lebenslauf, die subjektiv häufig als Wendepunkt beschrieben werden. Kritische Lebensereignisse verbindet die Tatsache, dass sie mit multiplen Problemen, Verlusten, sozialen Konflikten und belastenden Emotionen im Zusammenhang stehen. Der Betroffene steht nun vor der Herausforderung, Probleme und Emotionen zu bewältigen und sich in den verschiedensten Bereichen zu reorganisieren. Sie stellen ein großes Risiko dar, weil circa 10% der Störungsentwicklungen durch vorherige kritische Lebensereignisse entstanden sind. Sie sind zwiespältig zu betrachten, weil sie einerseits negative Folgen wie psychische Störungen verursachen können, andererseits aber auch einen Gewinn erbringen können, wenn der Betroffene es schafft, sie zu bewältigen, was immerhin auf die Mehrheit zutrifft. Letzteres kann nur dann gelingen, wenn neue Kompetenzen und Erkenntnisse – auch über sich selbst - aufgebaut werden können. Dies fördert die Selbstwirksamkeit und das Selbstbewusstsein auch den zukünftigen Schwierigkeiten gewachsen zu sein (vgl. Montada 2008, S. 39 f.).

Im engen Zusammenhang dazu steht der Stressbegriff. Es konnte nachgewiesen werden, dass die subjektive Einschätzung der Scheidung für die Bewältigung von tragender Bedeutung ist. Der Psychologe Lazarus meint dazu, dass „die Wahrnehmung, die Analyse und die sich anschließende Bewertung des Reizes und die benutzten Handlungsstrategien entscheidend für die Bewältigung eines Reizes (Ereignisses) und damit auch für die Belastung sind“ (Herzer zit. nach Boss 1998, S.159). Er sieht also nicht das Ereignis der Scheidung an sich als stressauslösend, sondern die subjektive Wahrnehmung und Bewertung seien dafür ausschlaggebend (vgl. Herzer 1998, S. 158 f.).

Die Psychologin Wallerstein erschließt aus einer Längsschnittstudie, dass „[d]ie Scheidung [...] keine normale Erfahrung [ist], nur weil viele Menschen mit ihr konfrontiert werden. Wir haben festgestellt, da[ss] alle Kinder unter einer Scheidung leiden, gleichgültig, wie viele ihrer Freunde eine Scheidung erlebt haben. Und obwohl die Scheidung in jüngster Zeit ihr moralisches Stigma fast ganz verloren hat, ist der Schmerz, den jedes Kind empfindet, nicht geringer geworden“ (Hantel-Quitmann zit. nach Wallerstein 2013, S. 201).

4.1.2 Entwicklungspsychologische Betrachtung - Die Bedeutung des Alters für die Wahrnehmung der Kinder von Scheidung

Wie erleben junge Menschen das Scheitern der elterlichen Ehe? Hierzu muss der entwicklungspsychologische Stand des Kindes einbezogen werden, denn dieser ist für die

Wahrnehmung der Scheidung von tragender Bedeutung, da die sozio-emotionalen und kognitive Auseinandersetzung altersabhängig verläuft.

Sehr kleine Kinder können den vollen Umfang des Ehebruchs noch nicht begreifen. Sie verstehen und verarbeiten die Ereignisse fast ausschließlich auf der emotionalen Ebene (vgl. Hantel-Quitmann 2013, S. 194 ff.). Kinder zwischen drei Monaten und zwei Jahren zeigen deshalb häufig Bindungsängste, da die primäre Bezugsperson sich aufgrund der Stresssituation ihnen gegenüber weniger einfühlsam verhält. Drei- bis Fünfjährige hingegen reagieren auf das Fernbleiben des außenstehenden Elternteils. Dadurch, dass sie in der Altersstufe vermehrt eine egozentrische Denkweise aufweisen, beziehen sie das Verhalten auf sich und gehen davon aus, dass sie durch Vorzeigeverhalten die Situation ändern können (vgl. Schneewind 2010, S.168 ff.). Die Theorie of Mind besagt, dass erst mit vier bis fünf Jahren das Bewusstsein zustande kommt, dass andere Menschen ihre eigene Denkweise und Gefühle haben. Erst am Ende dieser Lebensphase bildet sich ein abstraktes Denken über Familie (vgl. Hantel-Quitmann 2013, S. 194). Kinder zwischen sechs und acht Jahren können die Gegebenheiten schon besser verstehen. Sie erkennen die elterliche Zerstrittenheit und wissen, dass sie nicht mehr zusammenkommen, obwohl sie es sich anders wünschen würden. Im Freundeskreis wird es nicht thematisiert, obwohl es nach Schneewind hilfreich für die Verarbeitung wäre. Neun- bis Zwölfjährige verstehen im Regelfall auch die Gründe und sind in der Lage, sich selbst aus den Eheproblematiken herauszunehmen. Jedoch sind sie häufig ambivalent, also zerrissen, was die Gefühle zu den Eltern betrifft. Wenn es dann zu einer Wiederheirat kommt, tauchen oft Loyalitätskonflikte auf, besonders wenn die elterlichen Rollen verschwimmen. Jugendliche zwischen dreizehn und neunzehn können die Scheidung differenzierter betrachten und die Entscheidung in vollem Umfang nachvollziehen. Meist akzeptieren sie die Umstände und geben sich keine Schuld dafür, ausgenommen sind hier Jugendliche aus Stieffamilien. Sie können auch positive Aspekte aus einer Scheidung ziehen und so zum Beispiel die Trennung als Grund für eine positive Änderung im Verhalten sehen. Oft ziehen sie sich in ihre Peergroups zurück, was ihnen bei der Bewältigung hilfreich sein und Halt geben kann (vgl. Schneewind 2010, S.168 ff.).

Während die Eltern versuchen, alles zu verändern, wollen Kinder fast immer, dass alles gleich bleibt. Deshalb führt Hantel-Quitmann an, dass es aus Rücksicht sinnvoll wäre, möglichst wenig zu verändern. Wenn die Ehescheidung schon die innerfamiliären Strukturen auflösen, sollten nicht gleichzeitig noch die außerfamiliären wie Kita, Schule oder Freizeitaktivitäten geändert werden. Rituale seien von besonderer Bedeutung, da sie Orientierung und Halt für eine gute Entwicklung gäben. Deshalb sei es auch wichtig, Rituale mit dem außenstehenden Elternteil aufrecht zu erhalten. Das kann alles Mögliche sein, ein wöchentlicher Spieleabend, ein monatlicher Fußballbesuch sind nur einige Beispiele. Wichtig ist nicht die Tätigkeit an sich, sondern das Gemeinsame, das Beständige, worauf man sich verlassen kann. Von noch größerer Bedeutung allerdings sei ein flexibler und kindgerechter Kontakt mit beiden Elternteilen. Am besten sei die Möglichkeit, dass das Kind ohne angewiesen zu sein mit beiden von sich aus Kontakt herstellen kann. So hat es die Chance, selbstständig und aktiv den Umgang zu gestalten, was nach Hantel-Quitmann der einzige Weg sei, um in Sicherheit und Geborgenheit

aufzuwachsen. Je besser die Konfliktfähigkeit und der Kooperationswille der Eltern ist, desto besser kann das gelingen (vgl. Hantel-Quitmann 2013, S. 195 f.).

4.1.3 Einblick in die Bindungstheorie – was braucht ein Kind?

Gesetzlich ist immer noch der Umgang mit beiden Rollen wichtig mit der Begründung, dass das Kind so die besten Entwicklungschancen hat. Untersuchungen haben jedoch festgestellt, dass sich Kinder bei gleichgeschlechtlichen Paaren ebenso gut entwickeln können und tendenziell sogar weniger psychische Probleme und Verhaltensauffälligkeiten aufweisen als die aus heterosexuellen Familien (vgl. Bergold, Buschner 2018 (Internetquelle)), „denn es kommt auf die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung an und nicht auf die sexuelle Orientierung der Eltern“ (Bunjes zit. nach Buschner 2018 (Internetquelle)). Nach der Soziologin Buschner müsste man jedoch unterscheiden zwischen Kindern, die die Trennung der leiblichen Eltern mitbekommen haben, da sie mit der neuen Situation und ggf. Streitigkeiten umgehen lernen müssen und denen, die von Anfang an mit gleichgeschlechtlichen Eltern aufwachsen. Der Risikofaktor beträfe allerdings alle Patchworkfamilien (vgl. Bunjes 2018 (Internetquelle)).

Braucht ein Kind also Vater und Mutter? Im Folgenden werden einige theoretische Grundlagen der Bindungstheorie erläutert, um der Beantwortung der Frage etwas näher zu kommen. Die Bindungstheorie von Bowlby ist in Verbindung mit anderen Untersuchungen zu verschiedenen Bindungsmustern sehr komplex. Im Rahmen dieser Arbeit kann jedoch nur ein Einblick gegeben werden, da eine ausführliche Darstellung einer eigenständigen Ausarbeitung bedarf.

Die Bindungstheorie zeigt, wie der spätere Umgang mit anderen Menschen und den eigenen Gefühlen von den Kindheitserfahrungen mit den Eltern geprägt ist. Eine sichere Bindung sei für die körperliche, psychische und soziale Entwicklung ein wichtiges Element. John Bowlby, ein anerkannter englischer Kinderpsychiater und Psychoanalytiker, begründet die Bindungstheorie mithilfe der Psychoanalyse. Aus dieser geht hervor, dass „die erste menschliche Beziehung“ (Klein, zit. nach Bowlby 2010, S.5 f.) die Grundlage für die Persönlichkeit sei. Forschungen haben belegt, dass das Nähesuchen einer vertrauten Person ein angeborener Instinkt ist und dass ein späterer Verlust und eine nicht gewollte Trennung dieser Person negative Auswirkungen haben können. Dazu zählen emotionale Störungen, Persönlichkeitsstörungen, Wut, Angst, Depression oder Entfremdung. Auch eine im Vergleich pessimistische Sicht auf spätere eigene Beziehungen kann resultieren. Auf diese Aspekte wird im Folgenden noch genauer eingegangen (vgl. Klein 2010, S. 5 ff.).

Bowlby bezieht sich in seiner Arbeit jedoch nur einseitig auf die Beziehung zwischen Kind und Mutter, da diese Bindung für ihn die wichtigste darstellt. Dieser Ansatz wurde jedoch inzwischen in Frage gestellt. Forschungen von Grossmann und Grossmann haben festgestellt, dass der Vater eine ebenso große Rolle für die Entwicklung spielt. Nicht nur die Mutter kann demnach eine Bezugsperson sein, auch Väter und andere Personen. Das Kind könne sich dabei an mehrere Personen binden. Somit geriet die Wichtigkeit der Rollen ins Schwanken. Wenn ein Kind zu einer anderen Person eine sichere Bindung aufbauen kann, wie beispielsweise Adoptiveltern, braucht es nicht mehr notwendigerweise seine biologischen Eltern für eine gute Entwicklung. Manchmal

kann sich das Fehlen eines Elternteiles sogar zu einer Ressource entwickeln, wie wir im Verlauf sehen werden. Wichtig seien für einen Bindungsaufbau letztendlich ein empathisches Pflegeverhalten. Des Weiteren dürfe man nicht den Rückschluss ziehen, dass eine sichere Bindung automatisiert zu einer positiven Entwicklung führt, da hier viele Faktoren eine Rolle spielen (vgl. Klein 2010, S. 5 ff.). Einige davon werden in den folgenden Kapiteln genauer untersucht.

Wie aufgezeigt wurde, ist die Bindungstheorie kritisch zu beäugen, jedoch bleibt die Kernaussage, dass wenn essentielle Bindungen brechen, es Auswirkungen hat. Im Folgenden sollen verschiedene Bedingungen untersucht werden, die eine gute Entwicklung fordern oder eher schlechte Bedingungen stellen.

4.1.4 Coping - Bewältigungsstrategie

Nicht immer können die angeborenen Handlungsmuster des Instinktes dafür sorgen, dass das erwünschte Ziel erreicht wird. Der Ist-Zustand entspricht nicht dem Soll-Zustand, weil beispielsweise zu viele Barrieren im Weg stehen. Die Ist-Soll-Diskrepanz (hier, dass die Eltern sich scheiden lassen, aber eine ‚heile‘ Familie gewünscht ist) kann nicht beseitigt werden und es setzt ein Mechanismus, der sogenannte Coping Apparat, ein. Dabei handelt es sich um Strategien, die Probleme bewältigen sollen. Es gibt zusammengefasst zwei Untergruppen von Copingstrategien: das ‚alloplastische Coping‘, welches ein Eingriff in die Umwelt durch Invention (Ausweg suchen), Aggression (Barriere mit Gewalt beseitigen) oder Supplikation (Hilfe suchen) bedeutet und das ‚autoplastische Coping‘, welches darauf gerichtet ist, sich selbst durch Revision (neue Seiten an der Situation erkennen) oder Akklimatisation (Sollwert der Situation anpassen) umzustellen (vgl. Bischof-Köhler 2011, S. 89 f.).

Die Funktion des Coping ist letztendlich instrumentell. Wenn aber die Strategien nicht dazu beitragen, dass das Problem gelöst werden kann, steigt der Stresspegel. Infolgedessen kann es zu palliativen Verhaltensweisen führen, die zwar nicht das Problem lösen, aber die innere Spannung reduzieren. Palliative Verhaltensweisen können unter anderem Wutausbrüche, Weinkrämpfe, Verleugnung oder Verdrängung sein (vgl. Bischof-Köhler 2011, S. 90). Mari Krey schreibt dazu, dass aufgrund der Belastungen „ein gesundes, einigermaßen normales Kind auf eine solche Krise reagieren muss“ (Krey zit. nach Figidor 2010, S. 25).

Der Familienpsychologe Wolfgang Hantel-Quitmann ist davon überzeugt, dass ein Kind elterliche Sorge für die Befriedigung ihrer emotionalen Bedürfnisse benötigt. Liebe, Geborgenheit und Zuwendung durch Bindungspersonen seien hier von tragender Bedeutung. Wenn dies nicht gelingt, versuchen junge Menschen diese Tatsache vor allem mithilfe ihrer Fantasie zu kompensieren, also eine Art des autoplastischen Copings anzuwenden. Sieder sagt, dass „das Kind versucht, sein inneres Bild vom Vater bzw. von der Mutter zu stabilisieren und gegen Anfeindungen zu schützen. Je seltener es sein Bild an der Realität prüfen muss, etwa weil es einen Elternteil nur noch an bestimmten Tagen sieht, desto stärker wird es diesen Elternteil nach seinen Wünschen fantasieren“ (Hantel-Quitmann zit. nach Sieder 2013, S. 194).

Besonders junge Kinder erleben die Scheidung und damit häufig einhergehend den Verlust eines Elternteils als traumatisches Ereignis. Je jünger ein Mensch ist, desto stärker wird es Auswirkungen auf die Entwicklung haben. Die erlernten Bewältigungsstrategien prägen im Verlauf das ganze Leben (vgl. Hantel-Quitmann 2013, S.194 f.).

4.1.5 Ressourcen-Belastungs-Balance

Mit Blick auf die Bewältigung von Problemen sind insgesamt nicht nur die Belastungen einzubeziehen, sondern auch die Ressourcen. Darunter fallen unter anderem personelle Ressourcen, also Fähigkeiten und Kompetenzen, zwischenmenschliche Ressourcen, also soziale Unterstützung von Familie, Freunden, weiteren Netzwerken oder auch ökonomische. Wer viele Ressourcen hat, kann auch eine größere Belastung aushalten, weil er ihr entgegentreten kann. Für eine erfolgreiche Verarbeitung und Entwicklung kommt es also auf die Balance an.

Wolf betont, dass die Beobachterperspektive sich stark von der Sicht des Betroffenen unterscheiden kann. Familienmitglieder können so für den Außenstehenden als Belastung, Entwicklungshindernisse oder gestörte Beziehungen wahrgenommen werden, wohingegen das Kind selbst trotzdem an seinen Eltern hängt und hier Halt und Ressourcen findet.

Zudem belegen Forschungen zur Resilienz – die psychische Widerstandskraft – oder nach Fthenakis die „Fähigkeit von Individuen aber auch Systemen (Familien), erfolgreich mit akut oder chronisch belastenden Situationen (Misserfolgen, Unglücken, Notsituationen, traumatischen Erfahrungen, Risikosituationen, u.ä.) umzugehen“ (Wolf, zit. nach Fthenakis 2006, S. 241), dass erst mit der Anhäufung von Risikofaktoren die Wahrscheinlichkeit für eine Entwicklung einer Störung steigt. Einzelne Risiken können, aber müssen nicht der Auslöser für einen komplexen Prozess sein, der folgeschwere Auswirkungen mit sich bringt. Insgesamt sei nicht nur die Anhäufung der Risikofaktoren für eine resiliente Entwicklung bedeutsam, sondern auch die vorhandenen Schutzfaktoren. Je mehr Belastungen und Risiken es gibt, desto mehr Ressourcen werden also dementsprechend benötigt (vgl. Wolf 2006, S. 240 ff.).

Wenn dieses Verhältnis ausgeglichen ist, kann eine Scheidung nicht nur Nachteile für das Kind mit sich bringen, sondern auch Vorteile. Bei Kindeswohlgefährdung kann eine Scheidung entlastend wirken und ein Mittel zum Schutz des Kindes sein. Die Scheidungsforscherin Marvis Hetherington hat zudem beobachtet, dass besonders Mädchen und junge Frauen reichlich an persönlichen Ressourcen gewinnen (vgl. Schneewind 2010, S. 175). Die Betroffenen selbst sind häufig optimistisch und sind der Ansicht, dass die erschwerete Situation sie selbstbewusst und unabhängig gemacht habe, weil sie gelernt hätten, sich auf sich selbst zu verlassen (vgl. Hantel-Quitmann 2013, S.201).

5 Auffällige Verhaltensbereiche als kurzfristige Trennungsfolge

Scheidungskinder zeichnen sich generell durch gewisse Besonderheiten aus. Verlust- und Intimitätsängste sind nur einige davon. Aus den gesammelten Erfahrungen und Bewältigungsstrategien können auch andere Eigenschaften resultieren wie ein starkes Verantwortungsgefühl, Vorwurfshaltung, extremes Kontrollverhalten, Hilflosigkeit, Konfliktängste,

einseitiges Parteiergreifen, Einsamkeitsgefühle, Bedürfnis nach intakter Familie, Grenzsetzungs- und Aggressionsschwierigkeiten (Hantel-Quitmann 2013, S. 194 ff.).

Der Psychologe Schneewind thematisiert im Zusammenhang der kurzfristigen Folgen Variablen wie Erziehungsstil, Temperament des Kindes, Geschlecht, ökonomische Situation, Beziehung der Eltern und Unterstützung durch das soziale Umfeld. Der Psychologe sieht die Aussagekraft von Studien, besonders von Querschnittsstudien zum Thema Scheidungsfamilien sehr kritisch, da für ihn die Forscher die Vorgeschichten der Familien zu wenig einbeziehen würden. Doch in Betracht der Vielzahl der Studien – insgesamt 155 - die durch Meta-Analysen von Amato im Zeitraum von 1991 bis 2001 ausgewertet und publiziert wurden, beschreibt Schneewind Trends, die sich abzeichnen (vgl. Schneewind 2010, S. 170 f.).

Studien von Amato und Keith haben herausgearbeitet, dass Kinder in dem Scheidungsprozess unterschiedliche Symptome als unmittelbare Reaktion auf das Ereignis entwickeln (vgl. Krey 2010, S. 25). Schneewind unterteilt das auffällige Verhalten von Scheidungskindern in sechs unterschiedliche Bereiche: 1) *externalisierende und 2) internalisierende Verhaltensauffälligkeiten, 3) Schul- und Leistungsprobleme, 4) Sozialverhalten, 5) langfristiges psychisches und physisches Wohlbefinden und 6) Einstellung zur Ehe und Ehescheidungsrisiko* (vgl. Schneewind 2010, S.171).

Querschnittsstudien haben diesbezüglich Geschlechtsunterschiede herausgearbeitet. Externalisierende, also nach außen wirkende Verhaltensauffälligkeiten wie zum Beispiel Aggression seien demnach insgesamt häufiger als bei Nichtscheidungskindern und eher bei Jungen vorzufinden. Diese Geschlechtsunterschiede relativieren sich jedoch, wenn man sie mit Längsschnittstudien vergleicht, die einen größeren Zeitraum untersuchen. Mädchen haben demzufolge im späteren Jugendalter genauso viele Probleme im psychischen Bereich wie gleichaltrige Jungen. Internalisierende, also nach innen wirkende Auffälligkeiten wie Ängste sind ebenfalls Reaktionen auf Scheidungserlebnisse, jedoch betont Schneewind, dass bei einer Verfestigung, beispielsweise bei Depressionen andere Einflüsse untersucht werden müssten, da sich ein widersprüchliches Bild ergeben würde, wenn man nur die Scheidung als Grund anführe. Des Weiteren sind verschlechterte Leistungen in der Schule auffällig. Scheidungskinder haben häufiger schlechtere Noten, sind häufiger versetzungsgefährdet und werden eher von der Schule ausgeschlossen oder brechen von sich aus ab als gleichaltrige Nichtscheidungskinder. Der vierte Trend, der sich ablesen lässt, ist das schlechtere Sozialverhalten. Die Kinder sind tendenziell scheuer, zurückhaltender und haben weniger soziale Kontakte, aber gleichzeitig eher Konflikte mit Gleichaltrigen. Durch dieses kontrarioziale Verhalten werden diese Menschen häufiger Klienten der Sozialen Arbeit und anderer professioneller Unterstützung.

Zudem würde sich laut der Studie das psychische und physische Unwohlsein manifestieren, das auch im Erwachsenenalter Auswirkungen habe. Probleme in Bezug auf die Gesundheit, die sozioökonomische Lage und Beziehungen lassen sich häufiger feststellen, sowie die negativere Einstellung zur Ehe und das erhöhte Risiko einer Scheidung in der selbst gegründeten Familie, auf das später genauer eingegangen wird (vgl. Schneewind 2010, S.171 ff.).

Schneewind äußert weiterhin die Hypothese, dass das Kind mit gleichem Geschlecht zum alleinerziehenden Elternteil Vorteile gegenüber dem gegengeschlechtlichen Kind hat. Die Entwicklung der Identität sowie die soziale Anpassung seien günstiger gestellt, was er anhand von Befunden von Zaslow begründet. Dieser hat herausgefunden, dass das gegengeschlechtliche Kind zum Elternteil, bei dem es lebt, mehr Probleme auf der psychischen Ebene aufweist als das Gleichgeschlechtliche. Gleichermassen ist aber auch zu erkennen, dass Kinder aus Stieffamilien, denen beide Rollenmodelle zur Verfügung stehen, sich nicht notwendigerweise besser entwickeln. Eine Verminderung der Verhaltensauffälligkeiten ist damit nicht zu bestätigen. Dieser Befund weise auf die speziellen Besonderheiten und Probleme von Stieffamilien hin (vgl. Schneewind 2010, S. 173 f.).

Die Stärke der Effekte der einzelnen dargelegten Verhaltensbereiche ist dabei scheinbar generationsschwankend. Beim Vergleich der ersten Meta-Analyse, die Studien von 1960 bis 1985 und der zweiten, die Studien zwischen 1985 und 2000 analysiert hat, ist erst eine Minderung und dann eine deutliche Erhöhung der Effektstärke erkennbar. Amato erklärt das Phänomen damit, dass mit den Jahren die Scheidungsquote gestiegen ist, weil im Verhältnis auch ‚kleinere Probleme‘ zu Scheidungen führen. Da Kinder laut gesammelter Studien aber eine Scheidung dann als besonders schwerwiegend empfinden, wenn sie selbst keine Konflikte bei den Eltern erkennen können, scheint dies der Grund für die Steigerung der Effektstärke zu sein. Besonders Drei- bis Fünfjährige sind dafür anfällig, weil gerade diese Altersgruppe sich tendenziell als Scheidungsursache sieht. Schneewind weist zusätzlich darauf hin, dass Statistiken zwar Besonderheiten von Scheidungskindern erfasst haben, dass aber das Maß der Verschiedenheiten zu Nichtscheidungskindern nicht stark ausgeprägt ist, wenn man sich auf die Effektstärken bezieht. Diese Abflachung des Unterschiedsausmaßes lässt sich auch in anderen Bereichen finden. Die amerikanische Untersuchung Virginia Longitudinal Study of Divorce and Remarriage hat herausgefunden, dass besonders das erste Scheidungsjahr für Kinder problembehaftet ist. Danach sei eine Angleichung zu Nichtscheidungskinder erkennbar, die sich mit der Pubertät wieder auflöst. Besonders Mädchen um die 15 Jahre weisen vermehrt externalisierende und internalisierende Verhaltensauffälligkeiten, sowie soziale und schulische Probleme auf. Außerdem würden sich einige Unterschiede erst hinein chauffieren, wenn man außerhalb der gemessenen Daten weitere einbeziehen würde. Wenn man weitere Daten wie Wohnort, Alter, sozioökonomische Lage der Herkunfts-familie oder Religion in die Statistiken berücksichtigen würde, so sei eine Angleichung der Familienformen erkennbar. Deshalb sei die alleinige Fokussierung auf den Wandel der Familienstruktur nicht sinnvoll, sondern müsse der Mensch in seiner Ganzheitlichkeit, in seinem ganzen Lebenskontext wahrgenommen werden. Von noch größerer Bedeutung allerdings sei es, nicht ausschließlich die Scheidungsfolgen für die Kindesentwicklung genau zu betrachten, sondern auch die Prozesse, die für die Effekte verantwortlich sind (vgl. Schneewind 2010, S. 172 f.).

Wenn man eine Scheidung als Prozess wahrnimmt, wird deutlich, dass für die Untersuchung der Auswirkungen nicht nur das Kind ab dem Zeitpunkt der krisenhaften Situation betrachten kann, sondern dass man ebenfalls die Phase vor der Scheidung untersuchen muss. So sollte man die

Verhältnisse vor der Scheidung ebenso in Betracht für die Entstehung von Verhaltensauffälligkeiten ziehen wie die Scheidung als Ereignis an sich. Laut einer Prospektivstudie von Block, Block und Gjerde sind diese Auffälligkeiten besonders bei Jungen im externalisierenden Bereich bereits ein Jahr vor der Scheidung erkennbar. Von großer Bedeutung ist es demnach, die Familiendynamiken und Beziehungsprozesse genau zu analysieren, und zwar vor und nach der Scheidung. Längsschnittstudien seien dafür ein guter Anfang, da sie über einen längeren Zeitraum Familien und deren Prozesse beobachten können und so die Entwicklungsverläufe und Auswirkungen differenziert werden können (vgl. Schneewind 2010, S. 173 f.).

Gewiss ist, dass die Wahrscheinlichkeit einer Entstehung oder Stabilisierung von Verhaltensauffälligkeiten mit gewissen Gegebenheiten steigt. Wenn sich die Eltern oft und im heftigen Ausmaß streiten und ihnen dabei keine produktiven Problemlösestrategien parat stehen, kann das eine Verfestigung der Auffälligkeiten fördern. Eine Erziehungsdiskrepanz zwischen den Elternteilen und widersprüchliches Disziplinierungshandeln seitens eines Elternteils kann gleiches verursachen. Zwei weitere Einflüsse sind ein Erziehungsstil, der von emotionaler Distanz geprägt ist und schließlich Kinder, die als schwierig vom sozialen Umfeld wahrgenommen werden. Weitere Stressoren innerhalb, aber auch außerhalb der Familie wie ein Minimum an Bewältigungsstrategien, finanzielle Probleme, Arbeitslosigkeit, Probleme mit sich selbst oder geringe soziale Unterstützung - um nur einige zu nennen - können eine Verstärkung herbeiführen. Schmidt-Denter, Beelmann und Hauschild haben diesbezüglich eine Längsschnittstudie durchgeführt. Sie haben hierfür Scheidungsfamilien in drei Kategorien unterschiedlicher Beziehungswahrnehmungen der Eltern untereinander geordnet. Dabei haben sie herausgefunden, dass sich Kinder, deren beider Elternteile sich eine positive Beziehung zuschreiben, psychologisch besser entwickeln als die anderen beiden Kategorien, bei dem ein oder beide Elternteile die Beziehung negativ assoziieren.

Auch hier wird wieder das langzeitige Wirken einer Scheidung deutlich und, dass die Einflüsse und die Familie an sich als System betrachtet werden sollte, welches in sich wirkt. Umso mehr rückt die Bedeutung des Themas Scheidung in den Fokus, weil dieses Ereignis einen langen Lebensabschnitt beeinflussen kann. Die betroffenen jungen Menschen werden offen oder verdeckt altersunabhängig Teil des elterlichen Konfliktes. Besonders nachteilig ist es, wenn Kinder aufgrund dessen extrem entwicklungsbeeinträchtigt sind und nicht auf ausreichend Ressourcen Zugriff haben (vgl. Schneewind 2010, S.174 f.).

6 Entfremdung von Vater und Kind

Bei fast 90% [Stand 2009] lebt das Kind nach der Scheidung bei der Mutter. Je jünger das Kind ist, desto wahrscheinlicher ist es. Alleinerziehende Väter sorgen eher für ältere Kinder zwischen 6 und 18 Jahren (vgl. Hantel-Quitmann 2013, S. 205). Erst in den 60er Jahren rückte die Vater-Kind-Beziehung als Forschungsgegenstand in den Fokus. Vorher herrschte die allgemeine Annahme, dass der Vaterverlust nicht gravierend sei, wenn es eine gute Mutter-Kind-Beziehung gäbe. Doch inzwischen habe man erkannt, dass der Verlust die ganze Persönlichkeitsentwicklung

beeinflusse, so Helgard Moll-Strobel. Die „Identitätsentwicklung beginnt bei den Wurzeln, denen man entstammt“ (Moll-Strobel 2001, S. 109). Sie erläutert in dem Zusammenhang drei relevante Zeitspannen für eine Vater-Kind-Beziehung: die Triangulierungsphase (1-3 Jahren), ödipale Phase (4-6 Jahren) und zweite ödipale Phase (12- 16 Jahren). Wenn dem Kind zwei Identifizierungs-möglichkeiten zur Verfügung stünden, führe das zu einem gewissen Gleichgewicht im Selbstkonzept, da es beide Teile darin integrieren kann. Die Mutter übernehme meist die einführende Rolle, die durch Emotionalität Halt geben kann, während der Vater Sicherheit gäbe, als moralische Instanz wirke und zur Ablösung von der Mutter mit dem Ziel, sich zu einem eigenständigen Individuum zu entwickeln, diene (vgl. Moll-Strobel, S. 109 f.).

Väter sind heutzutage in der Regel immer noch die Hauptverdiener und dienen als Schnittstelle zwischen der Familie und der Öffentlichkeit. Wie sie die Gesellschaft den Jugendlichen vermitteln, beeinflusst wie diese die Probleme, die mit ihr einhergehen, bewältigen können. Doch nach Moll-Strobel versagen viele, weshalb gerade Jugendliche in der zweiten ödipalen Phase zu Gewalt, Kriminalität, Verhaltensstörungen oder Sucht tendieren. Eine labile Identitätsentwicklung stehe demnach in Verbindung mit Defiziten im Verhalten und in Ausweichmechanismen. Dabei sei für Mädchen und für Jungen gleichermaßen eine Identifizierung mit dem positiven Vaterbild wichtig, um sich später behaupten zu können und Selbstbewusstsein aufzubauen. Bei einem Vaterverlust könne es zur Entfremdung von sich selbst und von anderen kommen und damit den Weg ebnen für eine vollständige Entwurzelung (vgl. Moll-Strobel 2001, S. 111 f.).

In der Soziologie versteht man allgemein unter Entfremdung „ein gestörtes oder mangelhaftes Verhältnis (zwischen dem Individuum und seiner Umwelt, zwischen Individuen, oder dem Individuum zu sich selbst), in dem eine ursprünglich natürlich-wesenhafte oder ideale Beziehung fremd geworden, aufgehoben oder entäußert ist.“ (Amlinger 2018, S. 87). Doch was genau verbirgt sich hinter dem Begriff?

Labner unterteilt die Entfremdung des Vaters in drei Kategorien: Entfremdung durch veränderte Vaterrolle, durch psychosoziale Aspekte und in der Vater-Kind-Beziehung (vgl. Labner 2008, S. 18).

6.1 Entfremdung durch die veränderte Vaterrolle

Der gesellschaftliche Wandel, der bereits eingangs erläutert wurde, hat insgesamt Auswirkungen auf die Rollenverteilung. Dieser Abschnitt beschäftigt sich mit den Folgen des Wandels für eine Entfremdung.

Die Industrialisierung brachte eine Arbeitsteilung hervor. Schon Marx machte darauf aufmerksam, dass eine schlichte, eintönige, technisierte Arbeit zu einer Entfremdung von der Arbeit und damit auch von sich selbst führe. Väter besetzten nun kleinere Positionen, waren keine Vorbilder mehr für ihre eigenen Söhne und diese wollten nicht mehr den Beruf des Vaters erlernen. Daneben büßte die Rolle des Mannes als Ernährer der Familie aufgrund der Emanzipation der Frau an Bedeutung ein. Sie brachte nicht nur die Gleichberechtigung mit sich, sondern auch neue familiäre Spannungen, steigende Scheidungszahlen und eine neue Vaterrolle, die genau wie die Mutterrolle auch für Kind, Erziehung, soziale Förderung, Vermittlung von Werten und Normen und

Haushalt zuständig sein kann. Diese neue Idee hat in den 70er Jahren ihre Berechtigung bekommen. Bis da galt Bowlbys Bindungstheorie als unantastbar. Nun gilt die Theorie, dass auch die väterliche Bindung relevant ist (vgl. Labner 2008, S. 18 ff.).

Problematisch ist jedoch, dass selbst wenn Väter in der heutigen Zeit gerne zuhause bei den Kindern bleiben würden, es andere Gründe gibt, dies nicht zu tun. Die Frau verdient in unserer Gesellschaft immer noch vergleichsweise weniger als der Mann, weshalb sich die meisten dafür entscheiden, dass der Mann weiterhin arbeitet und die Frau Zuhause bleibt. Diese Lohnungleichheit ist auf die Politikebene zurückzuführen, was wiederum bedeutet, dass für eine Förderung der aktiven Ausübung der Vaterrolle gesellschaftspolitische Rahmenbedingungen verändert werden müssten (vgl. Labner 2008, S. 21).

Doch wäre die aktive Ausübung der Vaterrolle überhaupt eine Möglichkeit Konflikte zu vermeiden, die Scheidungsquote zu senken und demzufolge Entfremdungserfahrungen von vornherein zu beschränken? Wenn man sich in diesem Zuge die Mütter vor Augen hält, die ihre Tätigkeiten als Hausfrauen gerne machen und daraus Selbstbestätigung und Selbstvertrauen ziehen, wird deutlich, dass die Frage nicht eindeutig zu beantworten ist. Diese Frauen würden tendenziell die Hilfe des Mannes eher als Eingriff in ihre Tätigkeit und eben nicht als Entlastung sehen. Zudem können die Vorstellungen von der Ausübung korrelieren. Auch wenn beide Elternteile gleichermaßen die Fürsorge übernehmen können, ist doch ein unterschiedlicher Umgang zu erkennen. Dies wird bei der Spielauswahl deutlich. Männer neigen eher zu Bewegungsspielen, wohingegen Frauen eher zu Beobachtungsspielen tendieren, so Labner.

Zu beiden Rollenvorbildern Zugang zu haben fördere die eigene Geschlechtsidentität und den Umgang mit dem anderen Geschlecht (vgl. Labner 2008, S. 22 ff.). „Fällt der Vater aus, so fehlen dem Kind wichtige Informationen, dem Jungen insbesondere das Vorbild für die eigene männliche Rolle. Der Tochter fehlt das männliche Gegenbild, die Einstellung auf den andersgeschlechtlichen Partner“ (Labner zit. nach Beer 2008, S. 23). Diese These erweist sich jedoch als umstritten. Labner bezieht sich hier auf eine mittlerweile kontrovers diskutierte Aussage, die Beer 1981 in seinem Buch veröffentlicht hat. Studien belegen nämlich inzwischen, dass das Fehlen einer Rolle, die durch gleichgeschlechtliche Ehen zustande kommen können, sich nicht auf die Geschlechtsidentität auswirken. Uneinigkeit herrsche noch bei dem Geschlechtsrollenverhalten. Die meisten Studien entdeckten keine Unterschiede zu den Kindern aus heterosexuellen Familien, einige wenige jedoch erkannten eine leichte Minderung des geschlechtsstereotypen Verhaltens. Die Unterschiede seien dabei jedoch minimal (vgl. Bergold, Buschner 2018 (Internetquelle)).

Trotz der Kritik am letzten Punkt ihrer Ausführung ist insgesamt eine aktive Vaterschaftsausübung eine Möglichkeit zu innerfamiliären Beziehungsverbesserung. Die Frau kann, wenn sie nach Emanzipation strebt, entlastet werden und eine enge Bindung zum Kind kann resultieren, was eine Entfremdung dämmen kann. Die neue Rolle als Mitverantwortlicher für Kind und Haushalt trägt zu einer Hemmung des Scheidungswillens bei, weil das Paar und die Familie enge Beziehungen aufweisen. Wenn es doch zu einer Scheidung kommt, kann der Vater durch seine

Fähigkeiten die Fürsorge und Betreuung ausüben ohne überfordert mit dem Haushalt zu sein (vgl. Labner 2008, S. 22 ff.).

6.2 Entfremdung durch psychosoziale Aspekte

Innerhalb einer Studie von Ofuatey-Kodjoe und Wiestler von 1994 wurden mithilfe von Fragebögen und Interviews die psychosozialen Umstände von nichtsorgeberechtigten Vätern nach deren Scheidung untersucht. Sie haben herausgearbeitet, dass in den meisten Fällen (70%) die Frau sich trennen bzw. scheiden lassen wollte. Bei etwa 85 % gab es Streitigkeiten bezüglich Kinder, Unterhalt, Besuchszeiten, aber auch bezüglich Vermögen, Wohnung oder Hausrat. Von zentraler Bedeutung dabei ist, dass eine Scheidung Folgen für alle Beteiligten hat. Aus Sicht des Vaters bedeutet das nicht nur den Verlust des Kindes und der Partnerin, sondern auch des sozialen Netzwerkes. Probleme auf zwischenmenschlicher, persönlicher und finanzieller Ebene breiten sich aus. Besonders die Ausgrenzung aus dem Alltag, die geringe Einflussnahme auf das Kind und die damit einhergehende Machtlosigkeit werden von vielen Vätern sehr belastend wahrgenommen. Fast alle wollten ihre Kinder mehr sehen, wobei mehr als die Hälfte angab, dass die Mutter das verhindern würde. Die gleiche Quote nahm eine Entfremdung zwischen sich und dem Kind wahr. Zusätzlich hat sich die Selbstwahrnehmung der eigenen Rolle hin zum ‚Zahler‘ negativ entwickelt (vgl. Labner 2008, S. 25 ff.).

Sehr schmerhaft wird die Erfahrung, wenn das eigene Ideal der Vaterrolle gegenteilig ist. Wenn er sich eine feste, stabile, intime Beziehung zum Kind wünscht - vielleicht sogar die Familie als Ganzes der wichtigste Lebensbereich ist, aber die Realität weit davon entfernt ist, hat das Auswirkungen auf den psychischen Zustand. Aus diesem Grund sollte gerade bei Problemen auf der psychischen Ebene vergegenwärtigt werden, woher das eigene Ideal kommt und wie es aussieht. Der eigene Vater ist nämlich immer das Vorbild, das bezieht auch die Situation ein, dass der Sohn den Vater als negatives Vorbild sieht und alles anders machen will (vgl. Labner 2008, S. 27 f.).

6.3 Entfremdung in der Vater-Kind-Beziehung

Beobachtet werden konnten qualitative Veränderungen der Beziehungen zwischen Vätern und Kindern nach der Scheidung.

Praktische Probleme der kindgerechten Fürsorge wie unpassendes Essen oder Wohnsituation treten besonders dann in Erscheinung, wenn der Vater vorher für diese Tätigkeiten nicht zuständig war. Doch um eine intime Beziehungsgestaltung erreichen zu können, ist es von Vorteil, wenn dieser Aspekt gelingt (vgl. Labner 2008, S. 29).

Wallerstein und Kelly haben 1980 Untersuchungen von 60 Familien veröffentlicht. Ein interessanter Befund war, dass bei distanzierter Vater-Kind-Beziehung vor der Scheidung, der Kontakt danach regelmäßiger war, als bei einer zuvor guten Beziehung. Bei letzterem bestand tendenziell nach der Trennung eher ein unregelmäßiger Kontakt. Ein möglicher Grund sei, dass durch das Kind neue Anreize in der Paarbeziehung gesetzt würden. Fällt dieser Anreiz weg, weil die Partnerschaft zerrüttet ist, bräche damit die Beziehung zum Kind. Eine andere Erklärung sei,

dass der Vater die Situation als zu schmerzvoll empfinde. Ihm wird die Zerrissenheit der Familie, der Kindesverlust bei jedem Besuch vorgeführt, weshalb er versuche, dem mit einer Kontaktminderung entgegenzuwirken. Das wurde vor allem bei Männern festgestellt, die zuvor eine aktive Vaterschaft übernahmen. Diese leiden anschließend häufiger unter chronischer Trauer, Resignation und beschreiben sich selbst als hoffnungslos, weil die Bestätigung, die sie in der Ehe durch ihre Vaterrolle bekommen haben, wegziele. Labner nennt als weiteren Grund, dass nichtsorgberechtigte Väter zunehmend unsicher bezüglich ihrer eigenen Rolle seien, die sie nun neu gestalten müssen. Diese Verunsicherung wirke sich auf den Erziehungsstil aus. Viele haben zu Beginn einen sehr nachgiebigen, verwöhnenden Stil, welcher sich meist nach zwei Jahren wieder ändere. Junge Menschen nehmen diesen Wandel ebenso wahr, was sich zu Unsicherheiten in Bezug auf den Vater entwickeln könne. Fast alle Väter nennen Umgangsschwierigkeiten und sehen auch die Probleme mit der Expartnerin als Grund für ihren Rückzug. Sie gehen davon aus, dass die Streitigkeiten nicht gut für ihr Kind ist. Auch wenn den meisten die rechtliche Grundlage bewusst ist, dass das Kind ein Recht auf Umgang hat, gelingt es nicht allen (vgl. Labner 2008, S. 30).

Zudem kristallisiert sich ein Geschlechts- und Altersunterschied heraus. Die Beziehung zu Töchtern scheint standhafter und widerstandsfähiger zu sein als die zu den Söhnen. Im Jugendalter ist dieser Unterschied allerdings nicht mehr zu erkennen. Bei Neun- bis Zwölfjährigen ist das Ausmaß der Auswirkungen am stärksten zu erkennen. Sie reagieren oft mit extremer Aggression oder verweigern den Kontakt, wenn die Mutter neu heiratet, da sie in dem Alter noch sehr abhängig sind und Partei ergreifen (genauere Erläuterungen siehe Entwicklungspsychologische Betrachtung). Wenn der leibliche Vater selbst auch schwer mit der neuen Situation umgehen kann, weil der neue Partner der Exfrau seine ehemalige Rolle einnimmt, wirkt dies als Verstärker. Die Häufigkeit der Besuche bei Wiederheirat sinkt dann zunehmend seitens des Kindes und des Vaters. Eine neue Partnerin des Vaters kann ebenso zu einer Kontaktminderung beitragen. Gerade, wenn andere Kinder in der neuen Familienkonstellation hinzukommen, kann es passieren, dass die Scheidungskinder als Bedrohung angesehen werden. Für die Kinder selbst stellen neue Partner der Eltern meistens kein Problem dar solange kein Loyalitätskonflikt entsteht und die neue Frau oder der neue Mann die eigene Mutter oder den eigenen Vater nicht versucht, abzuwerten (vgl. Labner 2008, S.31 ff.).

6.4 Resümee

Insgesamt kann man also von zwei verschiedenen Arten der Entfremdung sprechen – die von Seiten der Väter und die der Kinder. Letztere ist besonders beeinflussbar, besonders von der Mutter oder anderen Verwandten. Im Extremfall kann es zur Ausbildung des Parental Alienation Syndrom kommen, auf welches später noch genauer eingegangen wird. Es ist kaum möglich objektive Maßstäbe zu setzen und Faktoren zu bestimmen wie zum Beispiel die Kontakthäufigkeit und daraus abzuleiten, wie schwerwiegend die Entfremdung ist. Es ist insgesamt ein subjektives Bild - wenn der **Wunsch** nach mehr Kontakt und intensiverer Beziehung vorhanden ist, wird eine Entfremdung wahrgenommen. Je weiter Wunsch und Realität

auseinanderfallen, desto prekärer wird die Situation erlebt.

Auch wenn es im Allgemeinen nicht der Wille ist, sich mit der Ehescheidung auch von den Kindern zu scheiden, gelingt es oft - vor allem in konfliktgeladenen Beziehungen – nicht anders (vgl. Labner 2008, S. 93 ff.).

7 Untersuchung von Familienformen nach der Scheidung auf Grundlage einer Langzeitstudie von Napp-Peters

Wenn die Scheidung ein Massenphänomen geworden ist und viele neue Ehen zustande kommen, bedeutet das im Umkehrschluss, dass viele Kinder nicht mit ihren biologischen Eltern aufwachsen. Am häufigsten kommen Stieffamilien/ Mehrelternfamilien und Ein-Eltern-Familien vor. Mehrelternfamilien sind, wie der Name bereits vermuten lässt, Familien, in denen es mehr als die zwei üblichen Elternfiguren gibt. Diese kommen zustande, wenn Elternteile, bei denen Kinder leben, sich an neue Beziehungen binden. Einelternfamilien sind hingegen Familien, die nach der Scheidung im Kern nur noch aus einem Elternteil und Kind(ern) bestehen. Es gibt also keine neuen Partnerschaften (vgl. Napp-Peters 1995, S. 24 ff.).

Alles in allem kann man von einer Entkopplung der biologischen und sozialen Elternschaft sprechen, da sie nicht mehr unabdingbar zusammengehören (vgl. Peuckert 2008, S. 212). Damit ändert sich die Rollenverteilung und die Vater- und Mutterrolle gerät ins Schwanken.

Im Folgenden wird sich auf eine Langzeitstudie von der Familiensoziologin Anneke Napp-Peters bezogen. Sie hat die unterschiedlichen Umstände nach einer Scheidung mithilfe der Fokussierung auf die verschiedenen Familienformen differenziert und dazu 150 Familien über 12 Jahre begleitet. Sie hat alle Beteiligten: Väter, Mütter, Kinder und neue Partner zu deren Erfahrungen befragt und das daraus entstandene Buch 1995 veröffentlicht. Sie skizziert vier familiale Grundmuster nach einer Scheidung und erläutert deren Vor- und Nachteile, wobei die vorliegende Arbeit insbesondere das Kind im Fokus hat (vgl. Napp-Peters 1995, S. 12 ff.). Wie bereits erläutert führte die Pluralisierung der Lebensformen dazu, dass heutzutage auch andere Formen gesellschaftlich akzeptiert sind und vermehrt ausgelebt werden, die 1995 noch nicht so stark verbreitet waren. Da aber in diesem Rahmen nicht auf jede einzelne Form mit wiederum unterschiedlichen Verhaltensweisen und Ideologien eingegangen werden kann, beschränkt sich die Arbeit auf ausgewählte Aspekte, die das das Grundprinzip familialer Lebensformen aufgreift und den Kern des Geschehens widerspiegelt.

Die **vier familialen Grundmuster** von Napp-Peters sind Mehrelternfamilien, die sich als Normalfamilie darstellen, offene Mehrelternfamilien, Einelternfamilien, die kooperieren und diese, die ausgrenzen (vgl. Napp Peters 1995, S. 28).

7.1 Mehrelternfamilien, die sich als Normalfamilie darstellen

Auch wenn sich die gesellschaftliche Norm von der bürgerlichen Kleinfamilie immer mehr auflöst, wurde eingangs verdeutlicht, dass die Mehrheit immer noch das verheiratete Ehepaar mit Kind(ern) unter Familie versteht. Mehrelternfamilien, die sich als Normalfamilie darstellen, haben

den starken Wunsch, dieser Vorstellung von Familie zu entsprechen. Sie haben zumeist ein schlechtes Gewissen den Kindern gegenüber und wollen ihnen eine Familie bieten, die ihrer Vorstellung von Intaktheit entspricht. Stiefeltern übernehmen dann die elterliche Funktion des anderen Elternteils. Das außerhalb lebende Elternteil wird zugleich abgewertet und ausgegrenzt, um die Person zu distanzieren. Die Fronten der leiblichen Eltern verhärten sich mit der Zeit in der Art, dass einfache Gespräche über die Belange des Kindes nicht mehr möglich sind und eine gemeinsame elterliche Sorge sehr erschwert wird, in einigen Fällen gar nicht mehr möglich ist (vgl. Napp Peters 1995, S. 30 f.).

Aus Kindessicht ist eine neue Partnerschaft meist bedrohlich, da es Angst hat, den leiblichen Elternteil zu verlieren. Sie ist mit Spannungen und Eifersucht verbunden. Die meisten Kinder verlieren noch im ersten Jahr nach der Scheidung den Kontakt vollständig zum außerhalb lebenden Elternteil, selbst wenn die Beziehung vorher als sehr gut betitelt wurde. Manche denken, dass es leichter für sie und die betroffenen Kinder ist, wenn sie keinen Kontakt mehr haben, damit sie die Trennung besser verkraften können. Das Kind soll sich in der Zeit neu orientieren können, doch es selbst interpretiert das Handeln meist eher als Ablehnung seiner selbst. Andere Gründe können aufkommendes Desinteresse des außerhalb lebenden Elternteils sein oder aber der Alleinerziehende, der sich dagegenstellt und den Kontakt erschwert. Nur wenig Kinder können offen über das fehlende Elternteil sprechen, da der Wunsch Kontakt zu haben als illoyal und kränkend empfunden wird. Gerade, wenn sie noch jung sind, sind sie noch abhängig und nicht zu einem eigenständigen Beziehungsaufbau fähig. Sie übernehmen die Einstellung des betreuenden Elternteils. Dies schürt dann das ablehnende Verhalten des Kindes und führt es zu einer Entfremdung, einer psychischen Distanz von Kind und außenstehenden Elternteil (vgl. Napp Peters 1995, S. 38 ff.).

Problematisch daran ist, dass die Besonderheiten der neuen Familienform verdrängt werden und alle Beteiligten, insbesondere die Kinder, Gefühle unterdrücken müssen. Sie müssen das eventuell aufkommende Gefühl der Fremdheit verleugnen, was dazu beitragen kann, dass sich negative Emotionen ablagern und sich bei Gelegenheit in Form von Aggression oder psychosomatischen Beschwerden äußert. Napp-Peters hat festgestellt, dass etwa die Hälfte der Kinder mit anhaltenden Störungen in dieser Familienform aufwuchsen. Die Mehrheit fühlte sich von den Eltern ausgegrenzt und sind früh ausgezogen .

Bei anderen verlief die Beziehung zwischen Stiefeltern und Kindern harmonisch. Faktoren, die hier reinspielen, sind die Familiengeschichte, das Alter des Kindes und die Stabilität der neuen Ehe. Wenn das vorherige Familienmuster destruktiv geprägt war, wie beispielsweise von vielen Streitigkeiten, Alkoholkonsum o.ä., das Kind noch jung ist und/ oder die neue Familienform stabil ist, Sicherheit gibt und als Vorbild fungiert, dann wirkt sich das positiv auf die Entwicklung des Kindes und die Beziehung zum Stiefelternteil aus (vgl. Napp-Peters 1995, S.42 ff.).

Insgesamt spielt für die Entwicklung des Kindes in Mehrelternfamilien, die sich als Normalfamilie darstellen, also nicht nur die Entfremdung eine Rolle, sondern ebenso der Verlauf der Beziehung zwischen Stiefeltern und Kind. Wenn diese gut verläuft, kann sie eine neue Ressource des Kindes sein und Stabilität geben, ebenso wie sie bei schlechtem Verlauf sich negativ auf das Kind

auswirken kann und ein weiteres Problem hervorruft, weil das Kind von einer Familie in die nächste gedrängt wird und weder in der einen noch in der anderen Stabilität und Sicherheit erfährt (vgl. Napp-Peters 1995, S. 30 ff.).

7.2 Offene Mehrelternfamilien

Offene Mehrelternfamilien zeichnen sich dadurch aus, dass die Eltern nach der Trennung in einem freundschaftlichen Verhältnis zueinander stehen und kooperieren. Sie gehen mit der neuen Familienform offen um und akzeptieren diese. Das Kind hat also weiterhin Zugang zum außerhalb lebenden Elternteil, wobei die Akzeptanz des anderen Elternteils dazu führt, dass es unkompliziert verläuft. Diese Kooperation verändert sich mit der Zeit häufig dahingehend, dass ein Kooperationswille zwar immer noch vorhanden ist, aber sich ein „parallel parenting“ (Napp-Peters 1995, S.74), also eine parallele Erziehung, in der jeder seine Vorstellung von Erziehung umsetzt, einschleicht.

Das integrierte Stiefelternteil dient als keinerlei Ersatz, sondern lediglich als Ergänzung. Diese Umgangsweise setzt Konfliktfähigkeit und Toleranz der Beteiligten voraus, da neue Wege der Beziehungsgestaltung gefunden werden müssen. Die Stiefeltern müssen ihre Rolle neu definieren, was sich erst mit der Zeit einpendelt. Wenn dies gelingt und eine vertrauensvolle Beziehung aufgebaut wird, kann eine neue Partnerschaft eine neue Ressource sein, die Unterstützung und Beistand mit sich bringt. Bei dieser Familienform stehen die Chancen gut, dass das Kind die Scheidung der Eltern gut überwindet, psychisch stabil und ausgeglichen bleibt, da das Kind aufgrund von herrschender Akzeptanz nicht ‚zwischen den Stühlen sitzt‘ und das Gefühl hat, sich entscheiden zu müssen. Andere jedoch wünschen sich mehr Kontakt zum leiblichen Elternteil. Bei einigen wird das durch den Stiefelternteil kompensiert, bei anderen schlägt sich der unerfüllte Wunsch als Belastung nieder (vgl. Napp-Peters 2008, S. 68 ff.).

Insgesamt stellt diese Familienform also bessere Konditionen für das Zusammenleben und das Kind als Mehrelternfamilien, die nicht kooperieren. Die neue Partnerschaft kann sich zwar auch negativ auf die Beziehung von Kind und außerhalb lebenden Elternteil niederschlagen, da sie sich weniger sehen, jedoch besteht weiterhin Kontakt und das Kind kann seine Wünsche ohne Loyalitätskonflikt äußern. Innerem Anstauen von Gefühlen wird damit entgegengewirkt und das Kind kann sich frei entfalten. Auch hier kann eine neue Partnerschaft einen positiven Effekt haben und als neue Ressource agieren, wenn eine gute Beziehung zwischen Kind und Stiefelternteil aufgebaut werden kann (vgl. Napp Peters 1995, S. 78 ff.).

7.3 Kooperative Einelternfamilien

Einelternfamilien, die kooperieren zeichnen sich durch Solidarität und enger Verbundenheit zur Familie aus. Meistens wohnen sie nach der Scheidung noch im gleichen Umfeld, sodass dem Kind grundsätzlich ein barrierefreier Zugang zu beiden Elternteilen ermöglicht wird. Dadurch, dass diese Familien bereits vorher auf Kooperation und Solidarität Wert gelegt haben, steigert sich dieses Verhalten bei einer Trennung meist noch und es wird sich verstärkt bemüht, eine neue gemeinsame Umgangsform zu finden, mit der alle Beteiligten zufrieden sind. Oft steht dahinter

die erweiterte Unterstützung durch die beiden Herkunftsfamilien der Eltern (vgl. Napp Peters 1995, S. 93 ff.).

In den meisten Fällen gelingt das Aufrechterhalten des Kontaktes und die Scheidung kann ohne gravierende Auswirkungen verarbeitet werden. Viele der Kinder geben im Erwachsenenalter an, in der Zeit an Stärke und Selbstständigkeit gewonnen zu haben und machen einen reifen, gefestigten Eindruck. Positive Faktoren, die reinspielen können, sind Geschwister und außenstehende Personen wie beispielsweise Großeltern oder Freunde der Familie. Sie können den Zusammenhalt der Familie stärken oder aber das Kind direkt unterstützen und helfen mit der neuen Situation zurecht zu kommen. Wenn insgesamt eine positive Entwicklung erzielt werden kann, dann ist eine Scheidung also nicht mehr nur eine problembehaftete Situation, sondern ebenso mit einem potentiellen Ressourcengewinn verbunden (vgl. Napp Peters 1995, S. 97 ff.).

Doch manchmal gelingt es trotz Kooperation nicht, einen Zugang zum außenstehenden Elternteil aufrechtzuerhalten, was sich oft zu Ängsten entwickelt, wenn es vorher unerfüllten Klärungsbedarf gab. Einige Kinder zeigen dann auffälliges Verhalten in Form von Rückzug, Aggression oder verschlechterten Schulleistungen. Weitere Schwierigkeiten befinden sich auf der sozioökonomischen Ebene. Kinder aus diesen Familien haben im Gegensatz zu denen aus Mehrelternfamilien im Alltag nur einen Elternteil, der sich um sie sorgt. Wenn dieser berufstätig ist, bleibt nur wenig gemeinsame Zeit und die Unterstützung vom Stiefelternteil fehlt. Trotz Arbeit ist die wirtschaftliche Situation meist schlechter als vorher und die der Mehrelternfamilien, da ein weiteres Einkommen fehlt. Diese Kinder müssen dann früher Verantwortung übernehmen, mehr Aufgaben im Haushalt erledigen und letztendlich schneller erwachsen werden als Gleichaltrige. Darin besteht eine Gefahr der Überforderung (vgl. Napp Peters 1995, S. 106 ff.).

Auf den ersten Blick ist überraschend, dass gerade den Familien, deren wirtschaftliche Situation sich am schwersten verhält, die Kooperation untereinander am besten gelingt. Doch gerade, weil sie es auf der Basis so schwer haben, ist eine Kooperation erforderlich, um dem Alltag gewachsen zu sein. Sie unterstützen sich und genau das führt zu einer sozialen und materiellen Entlastung und damit auch zu einer Gesamtentlastung der Situation und des Kindes (vgl. Napp Peters 1995, S. 106 f.).

7.4 Ausgrenzende Einelternfamilien

Ausgrenzende Einelternfamilien sind die häufigste Familienform direkt nach der Scheidung. Sie kennzeichnen sich durch den vollständigen Beziehungsabbruch vom außerhalb lebenden Elternteil aus, wobei auch hier kein neuer Partner hinzukommt. Der neue Familienkern besteht also aus Kind(ern) und betreuendem Elternteil (vgl. Napp Peters 1995, S. 112).

Der Kontaktabbruch kommt deshalb zustande, weil die Konflikte des ehemaligen Paares nicht bewältigt werden können und auch nach der Scheidung anhalten. Persönliche Belange werden mit Belangen des Kindes vermischt, sodass Zorn, Verletzlichkeit, Traurigkeit, Demütigung den Bedürfnissen des Kindes entgegenstehen. Das außerhalb lebende Elternteil wird abgewertet, Besuche erschwert und letztendlich physisch wie auch psychisch ausgeschlossen. Dieses

Verhalten unterstützt das zumeist schon vorhandene Gefühl des außerhalb stehenden Elternteils, dass es besser wäre, nicht mehr zu kommen. Besonders die Elternteile, die sich die Schuld für die Scheidung geben, haben damit zu kämpfen. Bei Besuchen wird vor Augen geführt, wie die Beziehung immer labiler wird und sich das Kind immer mehr entfremdet. Gefühle der eigenen Ausgrenzung, Abwertung der eigenen Elternrolle, Nutzlosigkeit, Zorn, Verlust und Unerwünschtheit können folgen. Das führt oft dazu, dass der Kontakt immer weniger wird und gegebenenfalls nach einiger Zeit gar keiner mehr zustande kommt, weil viele durch die zu große Last von alleine fernbleiben (vgl. Napp Peters 1995, S. 112 ff.).

Die Familie zerrüttet sich schließlich selbst durch Feindseligkeiten. Im Gegensatz zu den kooperierenden Einelternfamilien rücken die ebenso vorhandenen wirtschaftlichen Probleme und sozialen Zwänge in den Hintergrund und sind keine ausreichenden Gründe für eine Kooperation. Das führt dazu, dass den Problemen nicht in der Form entgegengewirkt werden kann, wie es bei den kooperationswilligen Familienformen der Fall ist und so zu einer weiteren Schwierigkeit werden kann. Problematisch für das Kind ist oft, dass es sich in einem Zwiespalt befindet. Wie bei den Mehrelternfamilien, die sich als Normalfamilie darstellen, entsteht das Problem, dass Kinder den außerhalb lebenden Elternteil nicht verlieren wollen, aber gleichzeitig der betreuende Elternteil nicht verletzen wollen. Aufgrund von Loyalität und Rücksicht oder auch Übernahme der Einstellung kommt es zur Unterdrückung der eigentlichen Gefühle. Es gibt weniger Möglichkeiten, die eigenen Interessen auszuhandeln und zu diskutieren, weil nur ein Gegenpart vorhanden ist (vgl. Napp Peters 1995, S. 113 ff.).

Zudem kommt es häufig dazu, dass die Kinder in bestimmte Rollen gedrängt werden. Dies geschieht meist durch die Mutter, da die meisten Kinder nach einer Scheidung bei ihr verbleiben. Söhne dienen teils als Vatersatz, sodass sie vermehrt typische Aufgaben übernehmen müssen und dann überfordert sind. Andere werden unbewusst mit dem Vater verglichen, was negative Assoziationen und Reaktionen bei der Mutter hervorrufen kann. Töchter hingegen werden in die Rolle des Verbündeten katapultiert. Die Mutter geht oft unbewusst eine engere Verbindung mit ihr ein und die Beziehung wird intensiviert. Das Männerbild der Mutter wird auf die Tochter übertragen. Besonders negativ fällt dieses tendenziell aus, wenn kein neuer Partner an ihrer Seite ist (vgl. Napp Peters 1995, S. 118 ff.).

Napp-Peters hat zwei Umgangsformen alleinstehender Elternteile herausgearbeitet, die für das Kind schwierig sind. Zum einen gibt es Eltern, die ihre Kinder als Belastung sehen, weil ihre Gefühle nach der Scheidung alles überschatten. Daraus folgt eine Vernachlässigung und diese Kinder werden abgeschoben. Zum anderen gibt es Eltern, die ihre Kinder mehr brauchen als je zuvor, weil sie nicht alleine sind, in ihnen einen Sinn und eventuell sogar einen Partnerersatz sehen. Die Kinder tragen eine große Last, weil sie den Haushalt führen, für die Versorgung Verantwortung tragen oder die kleineren Geschwister betreuen müssen. Auch hier fehlt wie bei den kooperativen Einelternfamilien der zweite Elternteil als Puffer. Das drängt die Kinder in eine unangemessene Rolle und in die Überforderung. Bei circa der Hälfte [Stand 1995] führt die Vernachlässigung oder die Überforderung zu einer Störung auf der Beziehungsebene von Eltern und Kind und einer anschließenden Entfremdung (vgl. Napp Peters 1995, S. 130 f.).

In dieser Konstellation wird eine Scheidung oft als extreme Belastung wahrgenommen. Da die Eltern immer die primären Identifikationsfiguren für ihre Kinder sind, kann es in diesem Fall Schwierigkeiten mit sich bringen. Die Tochter identifiziert sich schnell mit der Mutter und hat auf der einen Seite Angst, ebenso verlassen zu werden, auf der anderen Seite bewundert sie sie und will ihr für ihre Selbstständigkeit nacheifern. Dieser Angst wird oft entgegengewirkt, zum Beispiel mit früher Heirat, auffälligem Verhalten oder mit Fokussierung auf die Karriere. Der Sohn hingegen reagiert aufgrund der steigernden Anspannung schneller mit einem frühzeitigen Auszug oder in starken Fällen zum gesamten Abbruch zur Familie, wie es der Vater in seinen Augen vorgemacht hat. Im Erwachsenenalter wird oft die fehlende Vater- oder Mutterrolle gesucht. Einige stellen den Kontakt zum leiblichen Vater oder leiblichen Mutter wieder her, insbesondere, wenn sie selbst Familie gründen wollen, andere suchen diese Figur in anderen Personen wie beispielsweise in Schwiegereltern oder Großeltern. Diese Kinder sind im Vergleich häufiger depressiv, unzufrieden und haben Probleme mit dem Selbstwertgefühl, da sich in jungen Jahren der Gedanke eingeschlichen hat, mitverantwortlich und es nicht Wert zu sein, dass Vater und Mutter sich um ihr Wohl bemühen. Das bietet eine Grundlage für psychische Probleme und kann zu Schwierigkeiten der Identitätsfindung führen.

Das Auffangnetz in solchen Krisen ist zudem minimiert, da mit dem Kontaktabbruch oft auch andere Verwandte der Herkunfts familie des außerhalb lebenden Elternteils betroffen sind. Die zusätzliche Angst feste Bindungen einzugehen, führt dann im schlechtesten Fall zu Einsamkeit und Isolation. Dieser Aspekt äußert sich zugleich im Blick auf Familie, da viele nur einen Elternteil und Geschwister als ihre Familie definieren (vgl. Napp Peters 1995, S. 131 ff.).

Doch auch in dieser Familienform bietet eine Scheidung nicht nur Raum für negative Erfahrungen, sondern auch für neue Ressourcen. Jeder dritte [Stand 1995] überwindet die Trennung und entwickelt sich im Verlauf gut. Sie kann zum Beispiel innere Stärke, Selbstständigkeit und produktive Bewältigungsstrategien fördern. Kinder aus diesen Familien machen aufgrund dieser neu gewonnen inneren Ressourcen häufiger Abitur und einen Hochschulabschluss als ihre Eltern. Unterstützung von außerhalb wie Lehrer, Großeltern etc., Vorbilder und bewusstes Abgrenzen sind förderlich (vgl. Napp Peters 1995, S. 123 f.).

7.5 Erkenntnisse der Studie

Die Studie von Napp-Peters hat herausgearbeitet, dass die Mehrheit der Kinder mit langanhaltenden Störungen aus Familien stammen, deren Eltern keinen Kontakt mehr zueinander haben oder deren Konflikte sich nach der Scheidung nicht relativierten, sondern anhalten. Kinder, die zu beiden Eltern regelmäßig Kontakt hatten, wurden glücklicher und stabiler. Kooperative Eltern sind also eine gute Voraussetzung für das Kind, da es vor Zerrissenheit geschützt wird. Es muss sich nicht zwischen den Elternteilen entscheiden, was zu einer für das Kind erträglichen Situation beiträgt. Sie sind weniger feindselig und haben weniger Auseinandersetzungen wegen des Unterhalts. Das Netzwerk um sie herum ist meist besser aufgebaut, sodass sie mehr Zugriff auf Freunde, Verwandte oder neue Partner haben. Sie haben also mehr soziale und dadurch auch mehr materielle Unterstützung. Diese Umstände wirken auf

den Alleinerziehenden und das Kind stabilisierend, da sie Trost, Wärme und Hilfe erwarten können.

Mehrelternfamilien können gute Voraussetzungen bieten. Wenn ein gutes Klima geschaffen werden kann und sich die Beteiligten in ihre neuen Rollen gut einfinden, dann können Stiefeltern für die Kinder neue Ressourcen sein.

Einelternfamilien haben häufiger finanzielle Probleme, weil der Zweitverdiener fehlt. Dies hat Einschränkungen in anderen Lebensbereichen zur Folge. Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot und nicht erbrachte Unterhaltszahlungen tragen dazu bei, dass ein Aufbau der gestörten Beziehung zwischen Eltern und Kindern nach der Scheidung nicht gut gelingt. Wenn die Konstellation der einzelnen Bausteine rund um das Kind trotz der erschwerten Situation dennoch so gestaltet ist - eventuell durch ein stabiles Netzwerk, einem Vorbild o. ä., dass es sich gut entwickeln kann, besteht die Möglichkeit an inneren Ressourcen wie zum Beispiel Stärke zu gewinnen (vgl. Napp Peters 1995, S. 138 ff.).

Des Weiteren hat Napp-Peters geschlechtsspezifische Unterschiede herausgearbeitet. Jungen reagieren direkt nach der neu entstandenen Familiensituation stärker mit Problemverhalten, wohingegen eher junge Frauen noch Jahre später psychische Auffälligkeiten zeigen. Das lässt vermuten, dass Mädchen verzögernd mit anbrechender Adoleszenz reagieren, in einer Phase, in der sie sich mit der eigenen Familiengeschichte für die eigene Identifikationsfindung beschäftigen. Die Pubertät zum Zeitpunkt der Wiederheirat des Elternteils, bei dem der/ die Jugendliche lebt, scheint nach der Studie von Napp-Peters negativ ins Gewicht zu fallen. Auf die Mehrheit der jungen Frauen mit psychischen Auffälligkeiten, sowie auf die Mehrheit der Männer mit langanhaltenden Störungen trifft das zu. Wenn genau in der Phase, in der die Beziehung zur Familie überprüft wird, die neue Heirat vollzogen wird, dann werden dem Jugendlichen die Scheidungserfahrungen und die Zerrissenheit der eigenen Familie vor Augen geführt und schließlich schmerzhafte Gefühle freigesetzt. Ausschlaggebend für die Entwicklung dieser Kinder seien nach der Studie aber insbesondere Familienformen, die ausgrenzen. Eine weitere Belastung ist, dass Mädchen wesentlich häufiger als Jungen eine sehr enge Beziehung zum alleinerziehenden Elternteil eingehen, weil sie sich verantwortlich für sie fühlen. Dadurch büßen sie jedoch oft in ihrer eigenen Entwicklung ein und spielen eine Rolle, die nicht angemessen ist. Wenn sie dann diese vertraute Rolle verlieren oder teilen müssen, weil ein neuer Partner hinzukommt, wird es problematisch und kann zu einem Rollen- und Identitätskonflikt führen. Das Kind sieht in dem Stiefelteile einen Rivalen und Streitigkeiten folgen. Ausgrenzende Familienformen verstärken diese Umgangsweise unweigerlich (vgl. Napp Peters 1995, S. 139 ff.).

Häufige Probleme von Scheidungsfamilien sind Verarmung, Identitätskonflikte, seelische Belastung und Verhaltensschwierigkeiten. Für die Kinder ist es meist am schwersten, weil sie sich noch in ihrer Entwicklungsphase befinden und die hier entstehenden Gefühls- und Verhaltensmuster das spätere Leben mitbestimmen. Die Studie hat festgestellt, dass die Stabilität der Beziehungen Auswirkungen auf die Definition von Familie und die Familienzugehörigkeit hat. Oft verändert sich die Einstellung zur Ehe und Familie. Meist sind diese von Ängsten bezüglich der eigenen Paarbeziehung und der Familienplanung geprägt. Sie assoziieren damit

Unbeständigkeit und reagieren oft mit emotionaler Distanz, was wiederum der Grund für den Zerfall darstellen kann und diese Einstellung bestätigt. Dennoch wünschen sich die meisten Scheidungskinder im Erwachsenenalter eine Familie mit Partner und Kind. Das bestätigt die zuvor erläuterte These, dass der Wertewandel eher die Bedeutung der Ehe auf Lebenszeit minimiert als den Wunsch und die Vorstellung von der bürgerlichen Kleinfamilie als erstrebenswerte Lebensform. Dieser Zwiespalt ist ein Nährboden für innere Zerrissenheit. Napp-Peters resümiert, dass nur 20% der Betroffenen sich zu lebenstüchtigen Erwachsenen entwickeln würden und alle anderen symptombelastet blieben. Die Hälfte etwa hätte später Probleme mit Alkohol oder Drogen (vgl. Napp Peters 1995, S. 140 ff.).

Insgesamt kann man sagen, dass für eine gute Entwicklung des Kindes und eine erfolgreiche Bewältigung der neuen familiären Situation ein stabiles Netzwerk bestehend aus unterstützenden Personen und stabilen Beziehungen insbesondere zum Elternteil, bei dem das Kind lebt und zu außenstehenden Personen, die in Notsituationen herangezogen werden können, positiv ins Gewicht fallen. Diese Umstände erleichtern den Umgang mit der Situation also enorm, wohingegen der Verlust von familiären Beziehungen eine schlechte Voraussetzung ist. Sie ist neben der häufigsten Konsequenz einer Scheidung, der folgeschwerste Grund für Störungen bei Kindern, die durch die Scheidung der Eltern ausgelöst werden.

Es lässt sich erkennen, dass eine Scheidung für die meisten Erwachsenen und Kinder eine schmerzhafte Erfahrung ist, die lebenslange Konsequenzen hat. Die Auflösung der ehelichen Beziehung hat immer auch Auswirkungen auf die Beziehung zwischen Eltern und Kind. Das Ausmaß einer Entfremdung ist abhängig von der gelebten Familienform nach der Scheidung. Je nachdem, um welche Form es sich handelt und wie diese ausgestaltet wird, kann sie positive und/ oder negative Voraussetzungen bieten. Nur wenn es Eltern gelingt, Feindseligkeiten abzulegen und gemeinsam Verantwortung zu übernehmen, haben die Kinder eine gute Chance die Scheidung psychisch ausgewogen zu überwinden (vgl. Napp-Peters 1995, S. 138 ff.).

8 Langfristige Scheidungsfolgen

Die letzten Kapitel haben bereits kleine Einblicke in die langfristigen Scheidungsfolgen für Kinder gegeben. Diese werden im Folgenden anhand von wissenschaftlichen Befunden genauer betrachtet.

8.1 Eine Langzeitstudie von Wallerstein, Lewis und Blakeslee

Die Psychologin Judith S. Wallerstein hat die Scheidungsfolgen mithilfe einer Langzeitstudie über 25 Jahre untersucht. Sie hat insgesamt 131 Kinder befragt, die zu diesem Zeitpunkt in der Situation waren, dass die Eltern sich scheiden lassen und hat ihre Geschichte über Jahre verfolgt. Als Vergleichsgruppe zog sie Nachbarschaftskinder heran, die in ihren Kernfamilien aufwuchsen (vgl. Wallerstein/ Lewis/ Blakeslee 2002, S. 29 f.).

Sie hat beobachtet, dass Kinder in der Regel die elterliche Trennung nicht akzeptieren wollen. Sie möchten sich den neuen Gegebenheiten nicht anpassen, sondern dass der alte Zustand

wieder hergestellt wird. Die kindliche Sicht unterscheidet sich also von der Erwachsenensicht. Wallerstein drückt diesen Perspektivenunterschied so aus: „Für ein Kind ist die Scheidung die zugrunde liegende Ursache all der Unannehmlichkeiten, die daraus folgen, nicht die Lösung für eine problematische Ehe“ (Wallerstein/ Lewis/ Blakeslee 2002, S. 118).

Viele junge Menschen würden dann unter dem Verlust der elterlichen Fürsorge oder unter Einsamkeit leiden. Besonders schwer würden die Auswirkungen bei Kindern wiegen, die gerade in die Adoleszenzphase einsteigen und diesen, die sich an ihre neue Stieffamilie anpassen müssen. Die Zahl der Kinder von 0-14 Jahren mit Alkohol- und Drogenerfahrung war insgesamt dreimal höher als bei der Vergleichsgruppe. Wallerstein sieht aufgrund der Einstellungsänderungen und Verhaltensauffälligkeiten ein gesellschaftliches Konfliktpotential. Scheidungskinder wüssten nicht, wie man Konflikte erfolgreich bewältigt und greifen deshalb oft nach „der schlechtesten >>Lösung<<, sobald es Ärger gibt. Manche sitzen regelrecht auf ihren Gefühlen [...] bis der unterdrückte Zorn wie eine Stichflamme hochschießt. Andere brechen in Tränen aus“ (Wallerstein/ Lewis/ Blakeslee 2002, S. 86) oder ließen davon (vgl. Wallerstein/ Lewis/ Blakeslee 2002, S. 85 ff.).

Sie erkannte auch die ‚Scheidungsvererbung‘. Diekmann und Engelhardt haben dazu Daten gesammelt und anhand dieser folgendes Säulendiagramm erstellt, welches die soziale Vererbung von Scheidung versinnbildlicht:

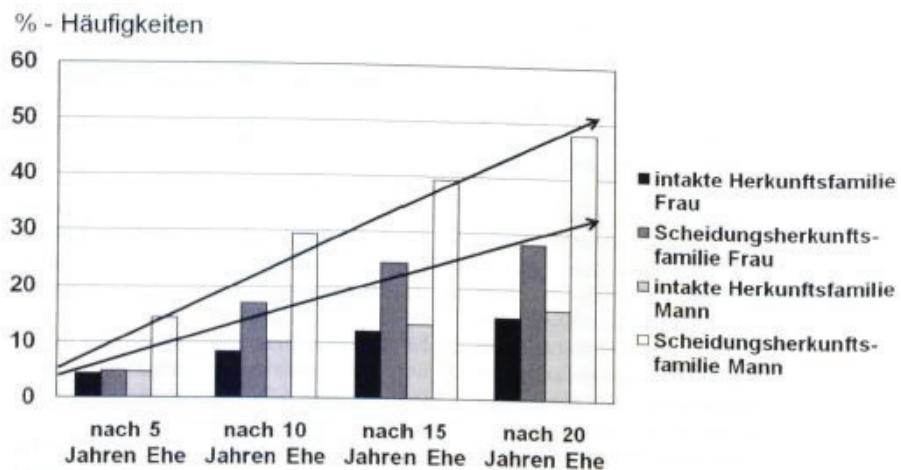


Abbildung 3: Scheidungsvererbung (Schneewind 2010, S.172)

Das Diagramm zeigt, dass Erwachsene, aber vor allem Männer, aus Scheidungsfamilien im Laufe der Ehejahre eine wesentlich größere Scheidungsquote aufweisen als Erwachsene aus ‚intakten Familien‘ wie Diekmann und Engelhardt die Familienform bezeichnen. Zusätzlich oder vielleicht gerade wegen der verminderten positiven Einstellung zur Ehe und der geringeren Erwartung, dass ihre Ehe dauerhaft funktioniert und beständig ist, zerbricht sie häufiger (vgl. Schneewind 2010, S.171 f.). Kurios ist, dass die Bewältigungsstrategien später das Problem hervorrufen und nicht so sehr das Ereignis der Scheidung an sich. Das Kind habe gelernt, dass Beziehungen nicht stabil sind und könne sich aufgrunddessen im Erwachsenenalter nicht auf Intimitäten in der eigenen Beziehung einlassen. Aber genau diese Umgangsweise erhöhe die Wahrscheinlichkeit,

dass die Beziehung tatsächlich in die Brüche geht und der Kreislauf schließt sich. Der Versuch, sich vor einem Verlust zu schützen führe gerade dazu, dass der Verlust eintritt (vgl. Hantel Quitmann 2013, S. 199 f.).

Schließlich betonen Wallerstein, Lewis und Blakeslee, dass man keinen Rückschluss führen dürfe hingehend der Richtung, dass die betroffenen Kinder unglücklich seien, sie hätten es lediglich schwerer als diejenigen aus Kernfamilien.

Wallerstein fasst ihre Erkenntnisse so zusammen: „Die lange Perspektive [...] hat es mir ermöglicht, ein kaum vorstellbares Maß an Fluktuation in den Eltern-Kind- Beziehungen der Nachscheidungsfamilie zu beobachten. Natürlich verändern sich alle Familien insofern, als die Eltern älter werden und die Kinder heranwachsen, aber die Veränderungen in geschiedenen Familien sind dramatischer: Das beginnt mit der Trennung und damit, dass die Kinder sich von ihren Eltern im Stich gelassen fühlen; es geht weiter damit, dass das Ensemble das Stück wechselt – einer geht, einer kommt –; und es mündet in Phasen der neuen und anderen Betrachtung und Bewertung: Die Kinder wachsen heran, erleben ihrerseits Enttäuschungen und kommen zu dem Schluss, dass sie ihre Eltern möglicherweise doch zu streng beurteilt haben. Die Eltern wiederum sehen, wie schwer ihre Kinder sich als Erwachsenen tun [...]. Im Endergebnis finden Familien nach Jahrzehnten der Entfremdung also möglicherweise in einer ernsthaften Krise wieder zueinander.“ (Wallerstein/ Lewis/ Blakeslee 2002, S. 217). Eine ihrer interessanten Kenntnisse dieser Arbeit ist also, dass auch, wenn die meisten lernen mit der Scheidung umzugehen, sich die größten Auswirkungen erst im Erwachsenenalter zeigen (vgl. Wallerstein/ Lewis/ Blakeslee 2002, S. 40 ff.).

8.2 PAS – Parental Alienation Syndrom nach Gardner

Die vorangegangenen Kapitel haben bereits verschiedene Entfremdungsarten näher betrachtet, die durch verringerten Kontakt zwischen Kind und außenstehenden Elternteil entstehen können. Zum einen können sich Entfremdungsgefühle beim außenstehenden Elternteil durch Ausgeschlossenheit und eigenem Rollenwandel manifestieren, zum anderen können sich diese Gefühle u.a. durch den Wandel der Familienform und des Gefühls nicht mehr wichtig genug zu sein, beim Kind manifestieren. Diese Entfremdungsgefühle des Kindes reichen im Extremfall hin zum Parental Alienation Syndrom oder kurz PAS (vgl. Labner 2008, S. 5).

Der PAS-Konzept stammt von dem US-amerikanischen Kinderpsychiater Richard A. Gardner. 1985 hat er diesen Begriff eingeführt, um das Syndrom der Elternentfremdung zu beschreiben. Hierbei handelt es sich um die kompromisslose Zuwendung zum einen Elternteil und die extreme Abwendung zum anderen Elternteil und tritt vor allem im Zusammenhang mit Umgangs- und Sorgerechtskonflikten auf. Es entsteht durch das Zusammenspiel des Elternteils, der den anderen verunglimpft und damit bewusst oder unbewusst das Kind manipuliert und der Aneignung des Feindbildes, welches das Kind zusätzlich schürt und damit seinen Beitrag leistet. Gardner betont, dass diese Art der Entfremdung deutlich abzugrenzen ist von der Entfremdung, die durch Kindeswohlgefährdung in Form von Vernachlässigung oder Kindesmissbrauch entsteht. In diesen Fällen erkläre das PAS nicht die Vorgänge (vgl. Labner 2008, S. 6).

Das Parental Alienation Syndrom wird in drei Typen, also Schweregrade und in acht **Hauptsymptomen** unterschieden: der „Verunglimpfungskampagne [...] Schwache, leichtfertige oder absurde Rationalisierung der Verunglimpfung [...] Fehlende Ambivalenz [...] Phänomen „eigenständiges Denken“ [...] Reflexartige Unterstützung des entfremdenden Elternteils in der elterlichen Auseinandersetzung [...] fehlende Schuldgefühle [...] entliehene Szenarien [...] Ausweitung der Feindseligkeiten auf erweiterte Familie des entfremdeten Elternteils“ (Labner 2008, S.6 f.).

Unter der Verunglimpfungskampagne ist zu verstehen, dass ein Elternteil den anderen bewusst oder unbewusst abwertet, womit die Manipulation beginnt. Sie ist der Grund für alle anderen Symptome. Die schwache, leichtfertige oder absurde Rationalisierung der Verunglimpfung meint, dass sich das übertragende Bild des Entfremders als Feindbild im Kind manifestiert. Alle guten Erfahrungen werden verdrängt und gegen dieses Bild eingetauscht. Es kann auch dazu kommen, dass die negative Vorstellung seine Eigendynamik bekommt und intensiviert wird. Einen substanzialen Grund dafür gibt es nicht, was sich darin zeigt, dass die betroffenen Kinder keinen konkreten Grund nennen können, warum sie diese ablehnende Grundhaltung entwickelt haben. Die fehlende Ambivalenz bedeutet, dass die Fähigkeit fehlt, gute und schlechte Eigenschaften bei beiden Elternteilen zu äußern, sondern der eine als ‚der Gute‘ und der andere als ‚der Böse‘ wahrgenommen wird. Das Phänomen „eigenständiges Denken“ beschreibt, dass Kinder davon überzeugt sind, dass ihre Äußerungen tatsächlich ihre eigene Meinung ist und nicht fremdbestimmt. Die reflexartige Unterstützung des entfremdenden Elternteils in der elterlichen Auseinandersetzung heißt, dass das Kind uneingeschränkt und unreflektiert die Partei des Entfremders ergreift und seine Position vertritt. Dies ist eine Form der Copingstrategie. Das führt zu einem Loyalitätskonflikt, da das Kind Angst hat, den Elternteil, bei dem es lebt zu verletzen, zu enttäuschen oder im Extremfall ganz zu verlieren. Gerade sehr junge, noch abhängige Kinder betrifft es, weshalb sie besonders empfänglich sind für das Parental Alienation Syndrom. Unter fehlenden Schuldgefühlen ist zu verstehen, dass das Kind keine Gewissensbisse in Bezug auf den Entfremdeten hat. Selbst wenn allen Wünschen nachgekommen wird, zeigt das Kind keine Dankbarkeit. Zudem kann PAS von einer sprachlichen Übernahme gekennzeichnet sein. Kinder benutzen also die gleichen Sprachbausteine wie das entfremdende Elternteil, was Gardner mit entliehenen Szenarien beschreibt. Das letzte Hauptsymptom ist die Ausweitung der Feindseligkeiten auf erweiterte Familie des entfremdeten Elternteils, was meint, dass zusätzlich zum außenstehenden Elternteil das Umfeld abgelehnt wird. So entstehen verschiedene Gruppierungen, zwei verschiedene ‚Lager‘ (vgl. Labner 2008, S.6 f.).

Zur Differenzierung der Diagnose nennt Gardner noch vier weitere Kriterien, anhand deren man den Schweregrad ausmachen könne. Wenn das Kind starke Schwierigkeiten bei den Besuchszeiten hat, sich auf den anderen Elternteil einzulassen, sein Verhalten immens variiert, die Bindung zum entfremdenden Elternteil unnatürlich intensiv ist und/ oder die Bindung zum entfremdeten Elternteil bereits vor der Scheidung labil war, zeugt das von einem schweren PAS. Je nachdem wie die Konstellation und die Intensität der einzelnen Kriterien ist, kann man von einem leichten, mittelstarken oder schweren Typ sprechen (vgl. Labner 2008, S. 8).

Eine Diagnose nach den Symptomen ist jedoch schwierig, da Gardner nicht genau benennt, wie viele Kriterien vorliegen müssen, damit es sich um PAS handelt. Wie auch bei anderen Krankheitsbildern ist es so, dass nicht unabdingbar alle Symptome zutreffen müssen. Gardner selbst spricht insgesamt davon, dass etwa 90% der Kinder aus den Sorgerechtsverfahren diese Störung aufweisen würden (vgl. Labner 2008, S.7 ff.).

8.2.1 Kritik an Gardners PAS-Konzept

Irene F. Labner kritisiert an Gardners Modell, dass er sich zu einseitig auf die Rolle des Entfremders fokussiert und dabei das Alter des Kindes nicht einbezogen habe. Bei älteren Kindern zieht Labner nämlich die Möglichkeit eines aktiven Handelns, Unterstützung und Kooperation in Betracht, womit sich die Rolle des Passivismus auflöse (vgl. Labner 2008, S. 8).

Zudem würde sich auf unfundierte Erklärungen bezüglich der weiblichen Entfremdungsstrategien berufen werden. Da Mütter heutzutage nicht mehr automatisch das Sorgerecht bekämen und tendenziell eher zur Emotionalisierung neigen, würden sie vermehrt auf Instrumentalisierung zurückgreifen. Labner macht hierzu deutlich, dass es keine wissenschaftlich fundierten Erklärungen dazu gibt, weshalb die Geschlechtsneutralität bei der Erläuterung von PAS wichtig sei (vgl. Labner 2008, S. 8 f.).

Des Weiteren führt sie an, dass Gardner lediglich anhand von juristischen Fällen ohne selbst Gespräche mit den Beteiligten geführt zu haben, sein Konzept erstellt hat. Mit Artikulierungen wie ‚Gehirnwäsche‘ impliziere er intentionelles Handeln ohne dieses belegen zu können. Seine Stichprobe von 90% sei weiterhin verfälscht, da er selbst als Gutachter nur in schweren Fällen herangezogen worden sei (vgl. Labner 2008, S. 9.).

In der Fachliteratur wird kritisiert, dass das Entfremdungsphänomen anhand äußerlicher Kriterien gemessen würde und innere, psychische Aspekte weitestgehend unberücksichtigt blieben. Das PAS diene als Etikettierung und unterschlage dabei andere Einflüsse wie zum Beispiel, dass das Kind durchaus selbst seine Gründe haben kann, ablehnend zu handeln. Solche Gründe seien beispielsweise ein (Wieder-) Aufbau des Selbstwertgefühls oder eine Bestrafung. Einigkeit bestehe in Fachdiskursen darin, dass psychosomatische Anzeichen aufgrund einer Entfremdungsdynamik nach einer Scheidung entstehen können und dass Kontaktabbrüche Nachteile mit sich bringen, denen es entgegenzuwirken gilt. Jedoch ist umstritten, ob die Störung ein Syndrom ist oder doch ‚nur ein normales vorübergehendes Phänomen‘ nach einem solchen Ereignis (vgl. Napp-Peters 2005, S. 799).

8.2.2 Familiodynamische Bezüge

Aus der Kritik heraus, dass Gardner sich zu drastisch äußere und dabei zu wenig die tatsächlichen Beweggründe des entfremdenden Elternteils untersucht habe, erläutert Labner eine andere Sichtweise, die diesen Elternteil aus seiner alleinigen, einseitigen ‚Schuld‘ befreit. Dabei werden familiodynamische Zusammenhänge genauer beleuchtet.

In einigen Fällen findet der Prozess der Verunglimpfung bereits vor der Scheidung statt, wobei der andere Elternteil bereits gar nicht mehr oder nur wenig an der Erziehung beteiligt ist. In den meisten Fällen beginnt der Prozess allerdings erst, wenn es um Umgangs- oder Sorgerechtsregelungen geht. Während die Eltern sich streiten - nicht selten begleitet von juristischen Personen – ist das Kind den Vorgängen hilflos ausgesetzt. In dieser Scheidungsphase sind beide Elternteile beteiligt. Ein neuer Partner kann zudem die Streitigkeiten schüren. Bei starker Uneinigkeit folgen oft Vorwürfe, verbale Angriffe und Argumente zum Kindeswohl, die zum eigenen Vorteil genutzt werden. Alle Mittel für die Gewinnung des Kindes sind recht, und zwar von beiden Seiten. Das Kind selbst stellt sich dabei – besonders in jungen Jahren aufgrund der erhöhten Abhängigkeit und Loyalitätszugehörigkeitsgefühl - auf die Seite des betreuenden Elternteils (vgl. Labner 2008, S.9 f.).

Wenn man die Familie als System betrachtet, wird deutlich, dass verschiedene Gründe den Entfremder oder in einigen Fällen auch andere Verwandte zum Verhalten führen. Wenig sinnvoll ist es, automatisch von Vorsätzlichkeit auszugehen. Das Verhalten mag auch eine natürliche Reaktion auf Frustration, Enttäuschung, Wut oder Verlustängsten sein. Besonders, wenn die Gefühle als sehr belastend wahrgenommen werden, wird versucht mithilfe von Abgrenzung diese zu umgehen. Das führt häufig dazu, dass die eigenen Bedürfnisse die des Kindes überschatten, was einer Böswilligkeit jedoch nicht gleichzusetzen ist. Häufig wird sogar in Überzeugung im Wohle des Kindes zu handeln agiert.

Ein Kreislauf beginnt, indem zuerst das Kind direkt nach der Scheidung sich festigen soll und dementsprechend den außerhalb lebenden Elternteil nicht oder nur wenig besuchen kann. Dann lehnt das Kind durch entfremdende Maßnahmen den Kontakt ab und erfindet gegebenenfalls Ausreden. Der Entfremdete fühlt sich abgelehnt und geht auf den vermeintlichen Wunsch des Kindes ein. Negativ anstauende Gefühle und Kontaktverringerung bieten den Nährboden für eine immer stärker werdende Entfremdung und der Kreislauf ist geschlossen (vgl. Labner 2008, S. 10 f.).

In anderen Ländern wie USA, Tschechien und Kanada wird das Syndrom zunehmend diskutiert. Es hat vermehrt auch Auswirkungen auf rechtliche Regelungen. Beim Besuchsrecht wird beispielsweise darauf Bezug genommen und entfremdeten Elternteilen bessere Konditionen zugesichert. Beim Gegenwirken des anderen folgen Sanktionen in Form von Geldstrafen o.ä., in extremen Situationen wird sogar das Sorgerecht entzogen (vgl. Labner 2008, S. 11).

8.2.3 Zwei-Phasen-Modell nach Jopt und Behrend

Jopt und Behrend haben für die scheinbar paradoxe Situation, dass der Entfremder aktiv ‚schuldig‘ ist und doch wieder nicht, wenn keine Vorsätzlichkeit herrscht und das Kind in der passiven Opferrolle ist und gleichzeitig aktiv mitwirkt, für ein besseres Verständnis das sogenannte Zwei-Phasen-Modell entwickelt, welches das PAS systematisch und dynamisch begreift. Die erste Phase bezieht sich auf die Voraussetzungen zur Entstehung des PAS und die zweite auf die Syndromstabilisierung (vgl. Labner 2008, S. 13 f.).

Die erste Phase: Je höher die Erwartungshaltung des Entfremders an das Kind ist, sich unterstützend in Form von Verachtung o.ä. zu verhalten, desto größer ist auch der Druck, dem das Kind ausgesetzt ist. Es wird häufig instrumentalisiert und ergreift Partei meist aufgrund von abwertenden Äußerungen und/ oder Mitleid für den betreuenden Elternteil. Gerade wenn die Person sich als Opfer sieht, ergibt sich eine besonders negative Konstellation. Das Kind übernimmt dann eine stützende, tröstende Rolle. Dies kann zu einer Rollenkonfusion führen, da das Kind in eine unangemessene freundschaftliche Rolle gedrängt wird, die sehr bündnisorientiert ist. Jüngere Kinder sind oft auf der Seite des Elternteils, das gerade bei ihnen ist, da sie die Situation nicht durchschauen können, um ihre eigene Meinung zu bilden. Kinder zwischen acht und zwölf Jahren sind demnach besonders anfällig für eine Entwicklung des Syndroms, weil sie besonders ambivalent denken und handeln. Die kindliche Entwicklung, also der altersbedingte kognitive Stand ist also zu berücksichtigen (vgl. Labner 2008, S. 14 ff.).

Die zweite Phase: Der innere Zwiespalt zwischen - eigentlich Kontakt haben wollen und es nicht aufgrund von Verpflichtungsgefühlen zum anderen Elternteil haben können - wird grundsätzlich versucht zu lösen, um spannungs- und widerspruchsfrei leben zu können. Diese Umgangsweise nennt man auch Dissonanzreduktion. Da das Kind sein Verhalten aber nicht ändern kann, weil es sich eben in diesem Bündnis befindet, arbeitet es in der Regel unbewusst an seiner Einstellung. Wenn aber die eigenen zumeist vorherigen Erlebnisse sich nicht mit den Abwertungen decken, lösen die intrapsychischen Unstimmigkeiten eine Verdrängung dessen aus. Dafür werden Gefühle unterdrückt und eine Empathielosigkeit gegenüber des Entfremdeten bildet sich. Die Unstimmigkeiten lösen beim Kontakt Unbehagen aus, weshalb das Kind versucht diesen zu vermeiden. Dadurch bestätigt sich das Kind selbst in der Annahme, dass ein Kontaktabbruch besser wäre und der Kreislauf schließt sich. Der außenstehende Elternteil kann dagegen nichts unternehmen, weil egal für welchen Weg er sich entscheidet, er aus dem Blickwinkel des Kindes der Falsche ist (vgl. Labner 2008, S.16f.).

Diese extreme Form der Entfremdung unterscheidet sich zudem darin, dass die Wahrscheinlichkeit, dass das erwachsene Kind den Elternteil erneut aufsucht, auf ein Minimum reduziert ist. Der Grund ist der eigene Selbstschutz - die Dissonanzgefühle sollen nicht hervorkommen (vgl. Labner 2008, S. 17).

8.2.4 Schlussbemerkung

Insgesamt kann man sehen, dass die Eltern-Kind-Entfremdung nach Scheidungen noch nicht ausreichend erforscht wurde. Es ist weder ganz klar, inwiefern die Symptome einer Entfremdung mit der Persönlichkeit des Kindes zusammenhängen noch, was Kinder dazu bringt, sich gegen das Entfremdungsverhalten des Elternteils zu wehren.

Ein Aspekt jedoch wurde wissenschaftlich bestätigt. Napp-Peters hat in ihrer Studie herausgearbeitet, dass vor allem ausgrenzende Mehrelternfamilien entsprechende Grundlagen bieten, die eine schwere Eltern-Kind-Entfremdung mit starken psychosomatischen Symptomen begünstigt. Sie betont aber ebenso, dass es einigen gelungen ist, im Nachhinein sich und ihre

Erfahrungen zu reflektieren. Diese Erwachsenen, die als Kind betroffen waren, konnten sich von der Beeinflussung abspalten und dann selbst ihre eigene Meinung bilden. Auch Menschen, die von einem schweren Typus betroffen waren, ist es gelungen, sich von dem Loyalitätskonflikt zu lösen, sobald sie aus dem Elternhaus ausgezogen sind. Diese brauchen dann zumeist professionelle Hilfe, um ihren eigenen Weg zu finden und sich als Persönlichkeit mit eigenen Wünschen - auch den Wunsch, den entfremdeten Elternteil zu kontaktieren – wahrzunehmen und diese durchzusetzen. Circa jedes fünfte Kind aus ausgrenzenden Familien sucht den Untersuchungen nach von sich aus mit der Zeit den entfremdeten Elternteil wieder auf (vgl. Napp-Peters 2005, S.799 f.).

Auch wenn immer wieder in der Diskussion steht, inwiefern es sich bei dem PAS um eine gravierende Störung oder um eine gewöhnliche Umgangsstörung handelt, wird die Relevanz deutlich, wenn man folgenden Aspekt genauer betrachtet: Wenn ein Kind plötzlich ohne offensichtlichen Grund beide Elternteile ausschließt und ablehnt, würde die umgehende Maßnahme ein psychiatrisches Gutachten sein. Warum also sollte die Wichtigkeit der Problematik zurückgehen, wenn nur ein Elternteil betroffen ist? Im Sinne der psychischen Gesundheit sollte dann zumindest nachgeforscht werden. Denn nur bei richtiger Einordnung kann einer unpassenden Maßnahme – in drastischen Fällen auch ein Umgangsverbot – und demnach mögliche Problematiken im Erwachsenenalter umgangen werden. Der abwesende Vater stehe nämlich in einem Zusammenhang mit später auftauchenden Persönlichkeits- und Verhaltensstörungen, so Niesel, Fthenkis und Kunze.

Dennoch sollte gerade wegen dieser Uneinigkeit eine Diagnose des PAS vorsichtig und nicht unmittelbar in Betracht gezogen werden. Diagnosen bürgen immer auch die Gefahr der Stigmatisierung. Andere, aber auch die Person selbst legen sich ein Etikett auf, welches im Laufe der Zeit schwer abzulegen ist. Dies kann zu einem geringeren Selbstwertgefühl führen und weitere Schwierigkeiten mit sich bringen, weil die Störung zum Teil der eigenen Identität gemacht wird (vgl. Labner 2008, S. 12 ff.).

8.3 Eine Langzeitstudie von Hetherington und Kelly

Die Psychologin Marvis E. Hetherington hat gemeinsam mit Kelly in ihrer Studie „Virginia Longitudinal Study of Divorce and Remarriage“ entgegen der vorherrschenden Fokussierung auf die negativen Auswirkungen die positiven Folgen einer Scheidung genauer untersucht. In der Langzeitstudie im Zeitraum von 25 Jahren wurden die Erwachsenen, die als Kinder betroffen waren zu ihren Erfahrungen befragt. Sie untersuchten nicht nur anhand von Befragungen, sondern auch Beobachtungen und Videoaufzeichnungen die Kinder, Eltern und das familiäre Umfeld. Zum Vergleich wurden Nichtscheidungsfamilien aus gleicher Schicht herangezogen. Insgesamt waren 450 Familien und 900 junge Menschen involviert, weshalb diese Forschung bis heute weltweit einzigartig in ihrer Quantität ist (vgl. Elmaci 2006, S. 2 ff.).

Sie erkannten, dass viele Faktoren eine Rolle für eine erfolgreiche Bewältigung spielen und miteinander verflochten sind. Auch das Alter und das Geschlecht wird einbezogen, jedoch würden die negativen Auswirkungen wie Verhaltensauffälligkeiten bereits nach circa zwei Jahren

abflachen. Sie haben herausgefunden, dass nicht nur die Mehrheit von 80% sich gut an die neue Situation anpassen konnte und sich gut entwickelte, sondern dass die Scheidung zusätzlich bei einigen sogar vorteilhaft war (vgl. Elmaci 2006, S. 2 ff.). Die Betroffenen sehen häufig auch die positiven Seiten und beschreiben sich als selbstständig, unabhängig und selbstbewusst, weil sie gelernt haben, sich auf sich selbst zu verlassen (vgl. Hantel-Quitmann 2013, S.197 ff.). Lediglich diejenigen, die bereits vorher Probleme auf psychischer Ebene oder im Verhalten aufwiesen, habe die Scheidung diese Tendenz verstärkt. Sie selbst drückt ihre Erkenntnisse wie folgt aus: „especially in the early years following a transition, the vast majority are resilient and able to cope with, or even benefit from their new life situation [...] Children who already have psychological and behavioral problems may find them exacerbated by divorce.” (Hetherington 2003, S. 234).

Sie resümiert, dass die kurzfristigen Folgen ein zerstörerisches Potential offenbaren, welches nicht direkt durch die Scheidung, sondern durch den langen Prozess vorher mit all den Streitigkeiten entstehe. Sie sieht ein erhöhtes Entwicklungsrisiko aufgrund von mehrfachen Trennungserfahrungen und das Aufwachsen in komplexen Familiensituationen. Jedoch seien nur 20% von anhaltenden Problemen betroffen. Im Vergleich zu Nicht-Scheidungskindern ist das immer noch ein doppelt so hohes Risiko, aber dennoch die Minderheit. Als Gewinner betitelt sie Mädchen, die eventuell durch die frühzeitige Selbstständigkeit und die nahe mütterliche Beziehung häufig überdurchschnittliche Kompetenzen aufweisen. Auch aus Sicht der Psychoanalyse sind diese Kinder empathischer und unabhängiger (vgl. Krey 2010, S. 24 ff.). Hantel-Quitmann stellt hierzu die Vermutung auf, dass der Unterschied in der Verarbeitung darin zu finden sei, ob es Minimum eine vertraute Person während und nach der Scheidung gab, die Halt gab. Die Langzeitfolgen seien dabei noch nicht ausreichend geklärt (vgl. Hantel-Quitmann 2013, S.197 ff.).

9 Abschließende politische Diskussion über Modelle der Betreuung

Nach Art.7 der UN-Kinderrechtskonvention hat das Kind nicht nur das Recht auf Kenntnis der Eltern, sondern auch auf deren Betreuung. Wie die letzten Kapitel gezeigt haben, gelingt das nach einer Scheidung nicht immer, das Recht auch tatsächlich umzusetzen. Auch wenn eine gemeinsame Sorge inzwischen die Regel ist, lebt das Kind meist trotzdem nur bei einem Elternteil.

Die FDP hat sich im März 2018 gegen dieses Residenzmodell als Standard ausgesprochen und einen Antrag vorgelegt, der das Wechselmodell als Regelfall einführen soll, wenn es nicht dem Kindeswohl widerspricht. Die Kinder können dann mit beiden Elternteil etwa gleich viel Zeit verbringen. Die Befürworter führen als Argumentation an, dass nicht nur das Kind in seinem Recht auf Umgang gestärkt wird, sondern dass auch weniger Sorgerechtsstreitigkeiten im Sinne des Kindeswohls wäre. Letztendlich würde einer Entfremdung entgegengewirkt werden. Die Linke allerdings hat sich offen dagegen ausgesprochen. Kritisiert wurde, dass es noch keinen Gesetzesentwurf gäbe, der ausschließen würde, dass das Wechselmodell gegen das Wohl oder den Willen des Kindes greift (vgl. Deutscher Bundestag (b) 2018 (Internetquelle)). In Frage steht ebenso, ob eine Einführung des Modells gegen den elterlichen Willen sinnvoll ist. Das

Familienministerium hat deshalb eine Studie in Auftrag gegeben, die unterschiedliche Umgangsformen untersucht und auf das kindliche Wohlergehen prüft. Die Forschungsergebnisse werden erst circa 2020 erscheinen (vgl. Menkens 2018 (Internetquelle)).

Bekannt ist jedoch bereits aus Studien, dass viele Bedenken haben, wenn ihr eigenes Kind in keiner festen Umgebung aufwächst. Dabei spielt die Lebensform, ob kooperativ, ausgrenzend, Ein- oder Mehrelternfamilien keine Rolle (vgl. Napp-Peters, S.85 ff.). Um diese Bedenken aufzulösen, könnte man sich auf ein weiteres Modell – das Nestmodell – berufen. Bei diesem Modell bleibt das Kind an einem Wohnort und die Eltern pendeln regelmäßig. In Deutschland ist dies noch eher selten aufzufinden. Einige Deutsche, die nach diesem Modell leben, befürworten es. Sie berichten, dass es für die Kinder und sie selbst angenehmer ist. Die Erwachsenen haben ihre Privatsphäre und die Kinder zu beiden verhältnismäßig viel Kontakt und ein konstantes Zuhause. Die Möglichkeit einer gleichen Kontakthäufigkeit würde dem Entfremdungserleben und deren Folgen entgegenwirken. Voraussetzung ist allerdings, dass beide Eltern dieses Modell auch wollen, sich gemeinsam dafür entscheiden und kooperativ sind. Ständige Streitigkeiten würde das Kind nur verwirren (vgl. Herpell 2018 (Internetquelle)). Es könnte gerade in der jungen Entwicklungsphase sehr ambivalent in Anspruch genommen werden. Vielleicht stellt das dann schlechtere Voraussetzungen als sich von einem Elternteil zu entfremden, da das Kind hin und hergerissen wäre und das Auswirkungen auf die psychische Stabilität haben kann. Dieses Risiko trifft allerdings auch auf das Wechselmodell zu. Dies müsse allerdings weiterführend diskutiert und untersucht werden.

Die Debatte bleibt also. Es gibt derzeit noch keine einheitliche Meinung, was das ‚Beste‘ wäre. Jedes Modell hat Vor- und Nachteile. Schließlich müssen die Familien selbst entscheiden, was das Beste für sie persönlich ist.

10 Fazit

Mit Hinblick auf die dargelegten Ergebnisse wird deutlich, dass gerade weil Kinder Sicherheit, Kontinuität und Schutz benötigen, die elterliche Trennung als gravierend empfunden wird. Kinder reagieren verstärkt mit Selbstwertproblemen und Regelüberschreitungen. Die kurzfristigen Trennungsfolgen machen deutlich, dass die Scheidungsphase eine Krise für das Kind darstellt. Hierbei spielt es keine Rolle, ob es inzwischen zu einem Massenphänomen geworden ist. Besonders schlechte Bedingungen sind gestellt, wenn ein Elternteil fehlt und der bleibende Elternteil die Funktion nicht übernehmen kann. Familien mit unzureichenden Ressourcen bedürfen also besonders Hilfe, um Armut und gesellschaftlicher Isolierung entgegenzuwirken. Besonders deutlich wird das, wenn man sich auf die sozioökonomischen Umstände von Alleinerziehenden bezieht. Dann kann das nicht nur Auswirkungen auf das spätere Bindungsverhalten und das Selbstwertgefühl haben, sondern können Existenzängste einen weiteren Risikofaktor spielen. Zudem liegt das Risiko für eine psychische Erkrankung vier Mal höher. Im Erwachsenenalter hat die Erfahrung Auswirkungen auf die eigenen Liebesbeziehungen. Die Betroffenen selbst sehen das paradoxe im Erwachsenenalter optimistischer. Viele können Positives daraus ziehen und bezeichnen sich selbst als unabhängiger und selbstständiger. Dazu kann eine Familienerweiterung durch Stiefeltern das Netzwerk erweitern. Es können also neue Ressourcen entstehen.

Es gibt also keine spezifischen Scheidungsfolgen. In jedem Fall muss der Einzelfall begutachtet werden. Auch im historischen Vergleich ist nicht zu erkennen, dass die Probleme geringer werden, weshalb die Scheidungsfolgen nicht sehr von der erhöhten Scheidungsrate oder dem Wertewandel abhängen können. Deutliche Geschlechtsunterschiede lassen sich ebenso nicht finden. Die Folgen einer Scheidung und des Entfremdungserleben für das Kind zu beurteilen, erweist sich insgesamt als sehr schwierig. Verschiedene Sichtweisen haben sich aufgrund der komplexen Situation herauskristallisiert. In Fachkreisen wird viel diskutiert und eine einheitliche Meinung gibt es indes nicht. Während die Familiensoziologin Napp-Peters vor allem das Potential einer dauerhaften Störung in Scheidungen erkennt, bezieht sich Hetherington insbesondere auf die möglichen positiven Folgen. Es lässt sich feststellen, dass neben der Kernfamilie auch andere familiäre Lebensformen gute Bedingungen für eine gesunde psychosoziale Anpassung stellen können. Auch Schneewind erklärt, dass Unterschiede langfristig kaum noch zu sehen sind. Hier spielen die verschiedenen Fokussierungen und Herangehensweisen eine Rolle. Je nachdem, was als problematisch angesehen wird, kommen die einen tendenziell zu negativen Resultaten und die anderen zu Positiven.

Die unterschiedlichen Ergebnisse zeigen, dass viele Faktoren eine Rolle spielen. Entscheidend für die Kindesentwicklung sind die Prozesse innerhalb der Familie und die Qualität der Beziehungen untereinander. Diese können förderlich sein, aber auch hinderlich. Dies gilt allerdings für alle Kinder aus allen Familienformen. Die Folgen sind insgesamt von dem Prozessverlauf und die Einbindung der Kinder darin, dem Entwicklungsstand bzw. dem Alter, dem Geschlecht, Temperament, den Beziehungen zu Eltern und eventuell Geschwistern,

sozioökonomischen und kulturellen Umständen abhängig. Dabei sollte man für eine stichhaltige Aussagekraft die Bedingungen vor der Scheidung nicht vernachlässigen, da man die Erfahrungen nicht isoliert voneinander betrachten kann.

Das Entfremdungserleben entsteht immer aus einer subjektiven Sichtweise, weshalb man kaum objektive Maßstäbe setzen kann, die eine Entfremdung kategorisieren. Es ist insgesamt schwer zu sagen, was genau eine Entfremdung ist, da es viel Raum lässt für Interpretationen. Ich ziehe den Schluss, dass es ein negativ besetzter Begriff ist, weil es häufig viele negative Folgen wie Ambivalenzen und Unsicherheiten mit sich zieht. Zusammenfassend hat es also einen destruktiven Charakter.

Ein regelmäßiger, häufiger Kontakt kann dazu beitragen, dass Unsicherheiten minimiert werden. Ein Kontakt hat in der Regel positive Auswirkungen für beide Seiten. Das Kind kennt seine Herkunft, was für die Identitätsbildung relevant ist, der außenstehende Elternteil fühlt sich nicht ausgeschlossen und der betreuende Elternteil kann entlastet werden. Häufiger Kontakt ist besonders für junge Kinder bindungsfördernd und entfremdungshemmend, da ein Miterleben des Alltags des Kindes hilft, es zu verstehen und ein Teil davon zu sein. Häufig ist es allerdings so, dass zu viele Belastungen und Emotionen eine Rolle spielen. Das führt oft zu Schwierigkeiten und eine Kommunikation im Sinne des Kindes gelingt nicht mehr und das Kind leidet.

Keiner kann für die geschiedenen Eltern entscheiden, welche Familienform und welchen Umgang sie wählen, jedoch können sie kompetent und fachlich beraten werden, sodass ihnen der Umgang mit der komplexen Situation leichter fällt und sie unterstützt werden.

Ich selbst habe die theoretische Auseinandersetzung mit dem Thema als hilfreich empfunden. Es hat einige Aspekte offenbart, die ich zuvor nicht betrachtet und verstanden habe. Ich denke auch, dass für andere Betroffenen eine theoretische Auseinandersetzung hilfreich sein kann, denn Verstehen führt zum Selbstverstehen und das wiederum stärkt die Persönlichkeit. Es ist eine Möglichkeit, sich zu reflektieren, den Blick zu erweitern und wenn der Bedarf da ist, seine Handlungsstrategien zu verändern.

Besonders in der Sozialen Arbeit mit Familien ist das Wissen über Risiken und Potentiale von Scheidungsfamilien relevant. Wenn man als SozialarbeiterIn starke Defizite wahrnimmt und erkennt, dass die Ressourcen-Belastungs-Balance nicht ausgeglichen ist, kann passgenaue Hilfe angeboten werden. Präventive Arbeit in Form von zum Beispiel Mediation, Beratungsangebote und Aufklärung wären hier eine Möglichkeit.

Problematisch ist jedoch, dass diese Angebote auf Freiwilligkeit beruhen und gerade die, die bereits kooperationsfähig sind, eher diese Möglichkeiten aufsuchen, aber sich die Fronten der Familien, die diese Unterstützung am ehesten benötigen, in der Art verschärft haben, dass ein gemeinsames Treffen schwierig ist.

Eine Möglichkeit wäre es, dass der Staat vermehrt eingreift. Das Kinder- und Jugendhilfegesetz, die Beratung durch das Jugendamt o.ä. dient bereits als Hilfe für richterliche Entscheidungen, weil ein hoher Anteil von Kindern aus Scheidungsfamilien in Heimen oder bei Pflegeeltern lebt. Doch vielleicht würden neue Gesetzesnormen die Gesellschaft öffnen und beispielsweise

Mediationen massentauglich machen, um die Spannungen zu reduzieren. Andere Modelle wie das Nestmodell könnten als Norm etabliert werden. Das würde den Blick von den elterlichen Problemen weg lenken und das Kind noch mehr in den Mittelpunkt stellen. Man könnte die Beratung verpflichtend einführen, um durch eine angemessene Scheidungsbegleitung die Eltern kooperationsfähiger zu machen. Allerdings wären diese Alternativen keine Garantie, um die Ausgrenzungstendenzen zu verhindern. Letztendlich fordern langfristige Folgen auch langfristige Lösungen. Ein kompaktes Beratungskonzept, welches nicht nur die rechtlichen Belange wie Besuchsregelungen, Sorge- und Umgangsrecht klärt, sondern auch Aufklärungsarbeit, Beratung u. ä. beinhaltet, wäre ein erster Schritt.

Dazu müsste vielen Eltern verdeutlicht werden, dass sie mit der Inanspruchnahme von Hilfe und Beratung nicht gescheitert sind. Ein Scheidungsprozess ist sehr komplex und mit vielen Problemen auf unterschiedlicher Ebene verbunden, sodass eine Beratung die Regel sein sollte. Die Kinder haben es leichter, wenn der Konflikt der Eltern gedämmt wird und sie ohne sich entscheiden zu müssen, zu beiden Kontakt haben können. Die explizite Sorgerechtsregelung sollte aber den Eltern überlassen bleiben, da sie am besten wissen sollten, was für ihre Familie das Beste ist. Am wichtigsten dabei sind die Kooperation und die gemeinsame Lösungsfindung, nicht die Art des Sorgerechts. Der einzige Grund, warum das gesellschaftlich vorrangig diskutiert wird, ist, dass das Scheidungsrecht eine juristische Lösung haben will und Druck macht. Wie bereits aufgezeigt wurde, stehen Gesetzesentscheidungen eng mit der gesellschaftlichen Meinung im Zusammenhang. Aber eine gemeinsame elterliche Sorge bedeutet nicht, dass automatisch auch in der Praxis beide Elternteile Verantwortung übernehmen und die zugesprochene gemeinsame Sorge tatsächlich übernehmen.

Aber nicht nur auf der Ebene des Individuums hat es Auswirkungen. Wenn man sich den Gesamtkontext vergegenwärtigt, wird deutlich, dass wenn unsere Gesellschaft den Kindern vorlebt, dass Beziehungen brüchig sind und nicht dauerhaft halten, Scheidungen und Trennungen schnell vollzogen werden, beeinflusst das die kommenden Generationen und deren Familiengründungen. Jedoch heißt das nicht, dass Scheidungen und die Abkehr von der bürgerlichen Kleinfamilie prinzipiell zu verurteilen sind. Man kann darin auch den Zuspruch für andere individuelle Lebensformen, eine vergrößerte Toleranz und Akzeptanz für Diversität und abweichende Verhaltensweisen sehen. Die Krise erscheint für viele nämlich deshalb so kritisch, weil die bürgerliche Kleinfamilie in den 1950er-1960er Jahren ungewöhnlich stark in Deutschland vertreten war und damit eine dominante Norm darstellte. Doch die heutige Gesellschaft hat sich von dem derzeitigen Leitbild entfernt, also könnte man die „Krise“ auch als gesellschaftlichen Wandel definieren und darin eine neue Möglichkeit sehen, insbesondere eine Chance das Leben zu wählen, das man leben möchte – frei von gesellschaftlichen Rollenbildern und materiellen Vorteilen.

Schließlich soll noch darauf aufmerksam gemacht werden, dass eine ‚normgerechte kindliche Entwicklung‘ gesellschaftlich konstruiert ist. Erwachsene haben anhand von Geschlecht, Alter, Fähigkeiten etc. festgelegt, wie sich das Kind entwickeln soll. Keine andere Lebensphase ist so stark von Altersnormierungen und –gradierungen gekennzeichnet wie die kindliche. Es ist genau

bestimmt, was ein Kind in welchem Alter können soll und wann es in welche Institution gehen soll. Dies ist allerdings ein Konstrukt, welches aus den Vorstellungen, wie ein Kind jetzt und später sein soll, gebaut wurde. Doch wenn man den geschichtlichen Verlauf ins Auge fasst, erkennt man, dass Kindheit nicht immer das war, was es heute ist. Erst in den letzten Jahren wurden Entwicklungsgefährdungen verstärkt thematisiert und diagnostiziert. Eine ‚normgerechte kindliche Entwicklung‘ ist also ein dynamischer Begriff der zeitlich, räumlich und gesellschaftsabhängig betrachtet werden muss und deshalb in seiner jetzigen Ausgestaltung nur beschränkt gültig ist. Diese Normierungen sind auch gleichzeitig Erwartungen an das Kind. Wenn diese nicht erfüllt werden, gerät es in eine Stresssituation, weil starke Normabweichungen zu Maßnahmen und Sanktionen führen.

Hier stellt sich die Frage, ob das Klammern an der Vorstellung von ‚normgerechter kindlicher Entwicklung‘ sinnvoll ist. Sicherlich ist eine Auseinandersetzung mit den kindlichen Problemen, hier im speziellen die Scheidung der Eltern, wichtig, dennoch sollten normabweichende Verhaltensweisen nicht gleich auf Scheidungserfahrung bezogen werden, sondern individuell geschaut werden, welchen Einflüssen das Kind noch unterstellt ist. Bestimmte Auffälligkeiten sind manchmal einfach nur eine ‚normale Bewältigungsstrategie‘, die nicht gleich mit Diagnosen oder therapeutischer Hilfe entgegengewirkt werden muss.

Was befähigt uns zu beurteilen, was gut für ein Kind ist und was nicht? Eventuell sollte man mehr in Richtung Denkweise wechseln, dass ein Kind ein Subjekt ist und mitentscheiden kann. Hierbei geht es ausdrücklich um eine Grundhaltung, eine Tendenz, die eventuell auch mehr Anklang in der Arbeit z.B. im Jugendamt finden sollte. Die Arbeitsweisen sind meist auf den Erwachsenen ausgerichtet mit Anträgen, Anhörungen und Erklärungen, die nicht immer kindgerecht sind. Auch außenstehende Eltern gelangen schnell in Versuchung zu konstruieren, dass es besser für das Kind wäre, es zu schonen, indem ein Elternteil nicht mehr zu Besuch kommt. Vielleicht wäre es besser, sich auf eine Ebene zu stellen und das Kind als eigenes Subjekt wahrzunehmen. Wenn es alt genug ist, kann es befragt werden. Warum wird in so vielen Fällen über das Kind entschieden und nicht mit dem Kind? Natürlich sollte man das nicht mit Naivität begutachten und dem Kind Kompetenzen zusprechen, die es nicht hat, aber es geht hier um eine Grundhaltung der Wertschätzung und der gleichermaßen wichtigen Meinung. Das Kind weiß vielleicht selbst am besten, was gut ist und was nicht, wenn es um die eigenen Belange geht. Das ist aber eine weiterführende ethische Fragestellung, die in diesem Rahmen nicht noch genauer untersucht werden kann.

11 Quellenverzeichnis

1. Amlinger, Carolin: Entfremdung. In: Kopp, Johannes/ Steinbach, Anja (Hrsg.): Grundbegriffe der Soziologie. 12. Auflage. Wiesbaden 2018. S. 87-90.
2. Bischof-Köhler, Doris: Soziale Entwicklung in Kindheit und Jugend. Bindung, Empathie, Theory of Mind. Stuttgart 2011.
3. Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (a) (Hrsg.): Familienreport 2010. Leistungen Wirkungen Trends. Berlin 2010.
4. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (b) (Hrsg.): Familienreport 2017. Leistungen, Wirkungen, Trends. Berlin 2017.
5. Bergold, Pia/ Buschner, Andrea: Regenbogenfamilien in Deutschland. URL: <http://www.bpb.de/gesellschaft/gender/homosexualitaet/269064/regenbogenfamilien> [Stand 25.06.2018].
6. Bunjes, Maria: Regenbogen? Normal! Wie entwickeln sich Kinder, die bei zwei Müttern oder Vätern aufwachsen? URL: <https://www.svz.de/ratgeber/eltern-kind/regenbogen-normal-id17418741.html> [Stand 25.06.2018].
7. Deutscher Bundestag (Hrsg.): Mehrheit im Bundestag für die „Ehe für alle“. URL: <https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2017/kw26-de-ehe-fuer-alle/513682> [Stand: 22.05.2018].
8. Deutscher Bundestag (Hrsg.): Pro und Contra Wechselmodell für Trennungskinder als Regelfall. URL: <https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2018/kw11-de-wechselmodell/546390> [Stand 24.06.2018].
9. Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge (Hrsg.): Fachlexikon für Soziale Arbeit. 8., völlig überarbeitete und aktualisierte Auflage. Baden-Baden 2017.
10. Elmaci, Türkan: Zu: Marvis E. Hetherington: “Positive“ Scheidungsfolgen für Kinder. Mainz 2006.
11. Funcke, Dorett: In welchen Familien leben wir eigentlich? Die Kernfamilie – ein aufschlussreicher soziologischer Begriff zur Analyse gegenwärtiger Familienformen. In.

12. Hantel-Quitmann, Wolfgang: Basiswissen Familienpsychologie. Familien verstehen und helfen. Stuttgart 2013.
13. Herpell, Gabriela: Bleiben lassen. Wenn Eltern sich trennen, werden die Kinder oft zwischen Mutter und Vater hin- und hergeschickt. Dabei gibt's eine Alternative: Die Kinder behalten die Wohnung - und die Eltern pendeln. Funktioniert wirklich! URL: <https://sz-magazin.sueddeutsche.de/aus-dem-magazin/bleiben-lassen-78909> [Stand 24.06.2018].
14. Hetherington, Marvis E.: Social Support and the Adjustment of Children in Divorces and Remarried Families. In: Childhood. 10. Jg. Heft 2/ 2003, S. 217-236.
15. Herzer, Manfred: Ehescheidung als sozialer Prozess. Opladen/ Wiesbaden, 1998.
16. Klein, Manuela: Die Bedeutung von Trennung und Scheidung für die Bindung des Kindes. Frankfurt am Main 2010.
17. Krey, Mari: Der Elternkurs „Kinder im Blick“ als Bewältigungshilfe für Familien in Trennung. Eine Evaluationsstudie. Berlin 2010.
18. Labner, Irene F.: Entfremdung im Vater-Kind-Kontakt nach der Scheidung. Mechanismen und Vorbeugung verschiedener Formen der Eltern-Kind-Entfremdung aus sozialpsychologischer Sicht. Saarbrücken 2008.
19. Menkens, Sabine: Trennungskinder sollen mehr als ein Zuhause haben. URL: <https://www.welt.de/politik/deutschland/article154583453/Trennungskinder-sollen-mehr-als-ein-Zuhause-haben.html> [Stand 24.06.2018].
20. Moll-Strobel, Helgard: Die Bedeutung von Mutter, Vater und Geschwistern für das heranwachsende Kind und das Triangulierungskonzept. In: Petersen, Jörg/ Reinert, Gerd-Bodo (Hrsg.): Eltern sägen ihr Kind entzwei. Donauwörth 2001, S. 108-115.
21. Montada, Leo: Fragen, Konzepte, Perspektiven. In: Oerter, Rolf/ Montada, Leo (Hrsg.): Entwicklungspsychologie.6., vollständig überarbeitete Auflage. Weinheim u.a. 2008, S. 3- 48.

22. Napp-Peters, Anneke: Familien nach der Scheidung. München 1995.
23. Napp-Peters, Anneke: Mehrelternfamilien als „Normal“- Familien – Ausgrenzung und Eltern- Kind-Entfremdung nach Trennung und Scheidung. In. Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie. 54.Jg. Heft 10/ 2005, S. 792-801.
24. Peuckert, Rüdiger: Familienformen im sozialen Wandel. 7., vollständig überarbeitete Auflage. Wiesbaden 2008.
25. Schäfers, Bernhard: Einführung in die Soziologie. 2. Auflage. Wiesbaden 2016.
26. Schneewind, Klaus A.: Familienpsychologie. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart 2010.
27. Statistisches Bundesamt (a) (Hrsg.): Familien. URL:
<https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Bevoelkerung/HaushalteFamilien/Glossar/Familien.html> [Stand 17.05.2018].
28. Statistisches Bundesamt (b) (Hrsg.): Scheidungsquote in Deutschland von 1960 bis 2016. URL: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/76211/umfrage/scheidungsquote-von-1960-bis-2008/> [Stand 24.05.2018].
29. Voß, Eva: Jedes dritte Ehepaar trennt sich. Die Scheidungsrate sinkt – werden die Familien stabiler? URL: <https://www.noz.de/deutschland-welt/gut-zu-wissen/artikel/544705/die-scheidungsrate-sinkt-werden-die-familien-stabiler> [Stand 24.05.2018].
30. Wallerstein, Judith S./ Lewis, Julia M./ Blakeslee, Sandra: Scheidungsfolgen- Die Kinder tragen die Last. Eine Langzeitstudie über 25 Jahre. Münster 2002.
31. Werneck, Harald/ Werneck-Rohrer: Psychologische Aspekte von Scheidung und Trennung. Ein Überblick. URL: <http://homepage.univie.ac.at/harald.werneck/Scheidungs-Buch.htm#Ueberblick> [Stand 24. 05.2018].

32. Wolf, Klaus: Sind sozialpädagogische Interventionen in Familienkulturen möglich und zulässig? In: Heimgartner, Arno/ Lauermann, Karin (Hrsg.): Kultur in der Sozialen Arbeit. Klagenfurt, Ljubljana, Wien 2006, S. 231-250.